

4. Resümee: Was leistet die systemtheoretische Ideologieforschung?

Ziel meiner Arbeit war es, ausgehend von Luhmanns Systemtheorie die Perspektiven einer kritikfähigen Ideologietheorie auszuloten. Die vorangehenden Kapitel haben dahingehend gezeigt, dass Luhmanns Werk sowohl einen komplexen Ideologiebegriff als auch das Potenzial für eine eigenständige Ideologiekritik bereitstellt. Im abschließenden Resümee will ich beide Aspekte nun noch einmal reflektieren und auf eine umfassendere Ideologietheorie hin ausrichten. Eine bloße Rekapitulation bisheriger Erkenntnisse soll dabei nicht erfolgen; die Zwischenfazit der vorangegangenen Kapitel sollten diesbezüglich ausreichen. Stattdessen will ich meine Betrachtungen einer Leitfrage unterstellen, die bereits der bekannten Diskussion zwischen Habermas und Luhmann ihren Titel gab und die auch für die hier laufende Erörterung nur zutrifft: Was leistet die systemtheoretische Ideologieforschung?¹

Zu ihrer Beantwortung werde ich im Folgenden teils Habermas' Interesse am gesellschaftskritischen Potenzial der Theorie, teils eigene Leistungsmaßstäbe heranziehen, die den systemtheoretischen Rahmen in den Fokus rücken. In diesem Sinne werde ich in Kapitel 4.1 zunächst Impulse und Desiderate der hier erarbeiteten Perspektive für weitergehende Forschungen erörtert, daraufhin in Kapitel 4.2 ihre Konturen in ideologietheoretisch relevanten Diskurskontexten schärfen, sie in Kapitel 4.3 einer ideologiekritischen Diskussion unterziehen und in Kapitel 4.4 schließlich ihre Aussichten für das Projekt einer Gesellschaftskritik reflektieren. Sukzessive sollen auf diesem Weg die wissenschaftlichen Leistungspotenziale einer systemtheoretischen Ideologietheorie ersichtlich werden, die mit meiner bisherigen Studie längst nicht ausgeschöpft sind, aber bereits eine innovative, selbstreflexive und kritisch-instruktive Forschung erkennen lassen.

1 *Was leistet die Systemforschung?* lautet bekanntlich die von Habermas gewählte Titelfrage des Diskussionsbandes mit Luhmann (vgl. Habermas/Luhmann 1971).

4.1 Impulse und Desiderate

Wie wir gesehen haben, handelt es sich bei Ideologien funktional definiert um Systemstrukturen, in denen Werte, Programme und Semantiken in vielseitigen Kompositionen verschmelzen, um soziale Orientierungsprobleme wie Anleitung, Koordination, Bewertung, Rechtfertigung und Wertanpassung zu bearbeiten. Wo immer in der Gesellschaft im Verbund mit Beschreibungen und Sprachformeln bevorzugt, gewertet und gerechtfertigt wird, können demnach Ideologien am Werk sein, und sie sind es mit umso größerer Wahrscheinlichkeit, je eher die hierbei verwendeten Werte, Ziele, Interessen, Normen, Themen, Fakten, Erkenntnisse, Darstellungen, Erzählungen oder Mythen in einem sinnhaften Zusammenhang selbst bevorzugt, gerechtfertigt und an veränderte Weltlagen angepasst werden. Ideologien fungieren, so lässt sich Luhmanns Theorieansatz auch auf den Punkt bringen, als mehr oder weniger anpassungsfreudige Sedimente einer dynamischen Orientierungsarbeit sozialer Systeme. Eine ideologiefreie Gesellschaft ist angesichts dessen ebenso unwahrscheinlich wie das oft proklamierte Ende der Ideologien – eine wissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen deshalb aber umso berechtigter.

Das schließt explizit auch die Kritik von Ideologien mit ein. Wie ich gezeigt habe, lässt sich aus Luhmanns soziologischem Aufklärungsprogramm zusammen mit seiner System- und Gesellschaftstheorie eine profunde Ideologiekritik formulieren, die darauf abzielt, Ideologien unter funktionalen Gesichtspunkten vergleichend zu bewerten. Systemtheoretische Ideologiekritik ist auf dieser Grundlage fähig, den Anschluss an bewährte Paradigmen wie die Aufklärung falschen Bewusstseins, die Kritik ideologischer Widersprüche und die Befragung ideologischer Herrschaftsverhältnisse zu suchen, wird dabei aber unweigerlich eine eigenständige und bisweilen kontroverse Perspektive einbringen, die sich gegen einseitige Verurteilungen vermeintlicher Missstände wehrt. Generell stemmt sie sich gegen Einseitigkeiten im Urteil, wenngleich sie für ideologisch-normative Einsätze offensteht, die ihr Vereinfachungen in der Beurteilung erlauben könnten. Stattdessen beharrt sie auf der Problemkomplexität sozialer Systeme als Richtmaß, von dem aus die Evaluation sozialer Ideologiestrukturen in der Regel ebenso vielschichtig wie ambivalent ausfällt.

Wie lässt sich der so zusammengefasste Theorieansatz nun als Forschungsbeitrag einordnen? Die nachfolgenden Kapitel sollen diese Frage genauer diskutieren. Vorwegnehmen lässt sich aber bereits: Das Rad der Ideologietheorie erfindet er sicher nicht neu; und auch im Feld der Systemtheorie kann er keine Revolution oder Grundsanierung alles Bisherigen für sich reklamieren. Was er jedoch leistet, ist die Erhellung einer Leerstelle in gegenwärtigen Theorielandschaften, die sich bei genauerem Hinsehen als Einsatzort für eine facettenreiche Ideologietheorie entpuppt. Deren Ansichten und Umwälzungen sind in der vorliegenden Studie schon deutlich erkennbar geworden, bleiben aber vor allem im Verbund mit der

elaborierten Sozial- und Gesellschaftstheorie Luhmanns erst noch auszuloten. Weitergehende Forschungsbemühungen sind dementsprechend erforderlich, um das tatsächliche Gewicht der systemtheoretischen Ideologietheorie ermessen zu können. Die dafür nötigen Fundamente sind nun gelegt.

Eine davon ausgehende Forschungsperspektive kann beispielsweise in die Richtung einer *systemtheoretisch fundierten Empirie* weisen und durch methodische Operationalisierung theoretischer Konzepte systemfunktionale Ideologieanalysen am konkreten Gegenstand anstreben. Für die Theoriebildung wäre auf diese Weise eine empirische Validierung möglich, für die empirischen Analyse hingegen ein elaboriertes theoretisches Gerüst geliefert. Meine Exemplifizierungen in Kapitel 2 mögen in diese Richtung erste Anlaufversuche bieten; eine versierte Operationalisierung des Theorieapparats bleibt aber noch zu leisten. Dahingehend wäre unter systemtheoretischen Vorzeichen mindestens zweierlei zu beachten:

Erstens arbeitet der systemtheoretische Zugriff mit einem dezidierten Fokus auf die Verbindung zwischen operativen Prozessen und Strukturen vor dem Hintergrund dynamischer Problembearbeitungen. Ideologien sind demnach als doppelter Verweis von Kommunikationen und Handlungen auf Selektionserwartungen und Systemprobleme hin zu analysieren, die sich wechselseitig beeinflussen. Und damit einhergehend ist *zweitens* die Ausrichtung des Begriffs auf Funktionszusammenhänge zwischen einzelnen Phänomenen fortzusetzen. Wie in Kapitel 2.4 bereits geschildert, geht es dem hier erarbeiteten Kompaktbegriff der Ideologien nicht einfach um vereinzelt Wertanrufungen, Selbstdarstellungen und Rechtfertigungen, mögen operative Ereignisse dieser Art für eine konkrete Analyse auch grundlegend sein. Vielmehr rückt er das komplexe Zusammenspiel aus Instruktions- und Reflexionsleistungen in den Mittelpunkt, von dem aus einzelnen Operationen überhaupt erst als Manifestationen konkreter Ideologien identifizierbar werden.

Zusammengenommen besteht die analytische Herausforderung und Stärke des systemtheoretischen Ideologiebegriffs somit darin, empirische Analysen auf den größeren Bedeutungshorizont einzelner Phänomene zu lenken und auf die Weise deren scheinbare Disparität zu transzendieren. Statt beispielsweise nur zu erfassen, dass das politische System im Zuge der Corona-Pandemie zunehmend über Gesundheitsschutzmaßnahmen debattierte, während in Wissenschaft und Medien Diskussionen über Freiheitswerte aufkamen, gilt es zu verstehen, dass es sich hierbei jeweils um Wirkungen und Wandlungsprozesse eines größeren Orientierungsrahmens handelte. Was wir zu sehen bekamen, waren aus Sicht der hier entwickelten Theorie Auseinandersetzungen des Liberalismus, Sozialismus und Rechtspopulismus in ihren jeweiligen Anpassungen an veränderte Systembedingungen unter dem Druck systemspezifischer Funktionsanforderungen. Mit dem systemtheoretischen Ideologiebegriff lernen wir also, umfassendere Funktions-, Struktur- und Operationszusammenhänge zu bedenken und dadurch ein Verständnis für größere (Um-)Orientierungsprozesse in der Gesellschaft zu entwickeln. Die methodische

Operationalisierung systemtheoretischer Konzepte erfordert es daher, Kommunikationen, Handlungen, Werte, Programme und Semantiken entlang ihrer instruktiv-reflexiven Funktionsbeziehungen als Ideologien zu identifizieren und im Verhältnis zu den Problemlagen sozialer Referenzsysteme einer (kritischen) Funktionsanalyse zu unterziehen, aus der nicht zuletzt (bessere) Variationsmöglichkeiten hervorgehen können.

Solch empirischen Analysen obliegt dann freilich nicht nur die Aufgabe, die Theorie zu bestätigen; ihr potenzieller Gewinn besteht ebenso darin, Korrekturen anzuregen. So sollte es beispielsweise nicht überraschen, wenn sich das Zusammenspiel aus Werten, Programmen und Semantiken als noch unzureichende Beschreibungsgrundlage ideologischer Instruktionsleistungen herausstellt, da Ideologien empirisch gesehen ebenso handlungsleitend wirken, wenn sie strukturelle Handlungskontexte beeinflussen. Wie die (reflexive) Bejahung von Werten, Zielen, Normen und Weltbeschreibungen in diesem Sinne etwa mit der Stabilisierung des Privateigentums an wirtschaftlichen Produktionsmitteln als strukturellem Konstitutionsfaktor ökonomischer Handlungsorientierungen zusammenhängt², müsste erst noch unter dem Topos einer ideologischen Kontextsteuerung in die Theorie miteinbezogen werden. Folgerichtiges Begleit- oder Hauptprojekt empirischer Analysen ist dementsprechend naheliegend die weitere Theoriebildung. Diese kann mit absehbar großem Gewinn im Rahmen der luhmannschen System- und Gesellschaftstheorie fortgeführt werden, wie sich anhand einiger Punkte zeigen lässt.

Zunächst ließe sich beispielsweise die *Operationalisierung von Ideologien in sozialen Systemen* weiter ausarbeiten, wobei eine sinn- und kommunikationstheoretische Explikation ihrer phänomenologischen Vielfalt, ihres Verhältnisses zur Systemintegration und ihrer Verbindung zur Systemrationalität im Zusammenhang mit einer verfeinerten Ausdifferenzierung des ideologietheoretischen Apparats gemäß den drei Systemebenen Interaktion, Organisation und Gesellschaft zu leisten wäre. Ideologien wären demnach als Werte, Programme, Semantiken oder andere Sinnmanifestationen in interaktions-, organisations- und gesellschaftsspezifischen Operationsformen zu betrachten, wobei die zu erarbeitende Ideologietheorie allen voran auf den Ebenen der Organisationen und der Gesellschaft bereits recht unmittelbar aus Luhmanns breitem Werk schöpfen könnte. Gesellschaftstheoretisch

2 Beispielhaft analysierte jüngst Sören Mau diese Konstitution als „stummen Zwang“ im Kapitalismus (vgl. Mau 2023). Dabei distanziert sich Mau, aller dezidierten Marxgrundlage zum Trotz, allerdings von einem marxistisch geprägten Ideologiebegriff als überdehntem Erklärungsansatz für kapitalistische Zwangsverhältnisse (vgl. ebd.: 68 ff.) – ein Umstand, der meines Erachtens umso mehr dazu reizt, mit einer anderen Sicht auf Ideologien anzusetzen und die womöglich fruchtbaren Querverbindungen zwischen Marx und Luhmann weiter auszuloten.

wären in diesem Sinne etwa *medientheoretische Überlegungen* anzustellen, die allem voran die Verbindung von Ideologien und symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien zu einem eigenständigen Theoriebeitrag zu formen haben, in dem das Verhältnis von Ideologie, Wahrheit, Macht oder Recht unter Generalisierungspunkten entfaltet wird.³ Damit einhergehend wären Ideologien in den ausdifferenzierten Teilsystemen der Gesellschaft zu verorten und somit eine *Theorie funktionaler Ideologiedifferenzierung* zu entwickeln. Die ideologischen Kompositionen aus Werten, Programmen und Semantiken müssten hierfür in ihrem Funktionsreichtum auf die Codes und Medien der Funktionssysteme bezogen werden, um auf diese Weise originäre Einsichten in die ideologische Integration des Gesellschaftssystems samt seiner ideologischen Differenzierungs- und Hegemoniestrukturen zu gewinnen. Da diese Strukturen nun selbstredend nicht statisch festgesetzt sind, sondern sich in steter Bewegung befinden, gälte es schließlich noch, eine *Theorie ideologischer Evolution* zu entwickeln, die ideologische Entwicklungsmechanismen mit den Entwicklungsdynamiken anderer gesellschaftlicher Sozialstrukturen korreliert und so unter Umständen Ausgangspunkte für ein systemtheoretisches Konzept ideologischen Fortschritts vorbereitet.

Durch jede dieser Etappen, die in Teilen vom Autor an anderer Stelle schon ausgearbeitet wurden und in Folgestudien veröffentlicht werden sollen⁴, würde die Relevanz des Ideologischen als strukturelles Konstituens moderner Gesellschaftssysteme sukzessive erkenntlich werden. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Ideologien dürfte damit absehbar erhebliche Fortschritte erzielen, denn sie würde fortan über eine allgemeine Theorie ihres Gegenstands verfügen, die gesellschaftsdurchdringende Vergleiche von Ideologien in ihren jeweiligen Realisations-, Funktions- und Wirkungsformen erlaubt. Statt sich auf punktuelle Analysen in einzelnen Systemkontexten wie Politik oder Wirtschaft zu beschränken, stände ihr ein generelles Verständnis für Ideologien in modernen Gesellschaften zur Verfügung. Selbstverständlich mag dann werden, was in der vorliegenden Theorieanlage schon erkennbar ist: Dass Ideologien nicht nur bei den anderen zu finden sind, sondern allgegenwärtig wirken – und zwar nicht nur als Mangel, sondern mehr noch als funktionale Errungenschaft.

Welchen Stellenwert und welchen konkreten Gehalt diese Errungenschaft indes in der wissenschaftlichen Thematisierung erhält, gibt bekanntlich fortlaufend Anlass zur Kontroverse und bleibt auch zukünftig offen. Um dahingehend einen gewissen Überblick zu wahren, wäre die systemtheoretische Theoriebildung nicht

3 Siehe dazu bereits einen ersten Anlauf in meiner Analyse der (Dys-)Funktionalität falschen Bewusstseins in Abschnitt 3.1.5.

4 Vgl. zur Implementation von Ideologien in ausdifferenzierten Sozialstrukturen bereits Klement 2023 und Klement 2025. Letzteres bietet zudem Ansatzpunkte für eine Theorie ideologischen Fortschritts.

zuletzt wissenssoziologisch einzurahmen und zu erweitern, das heißt, die Semantik des Ideologiebegriffs müsste als Element gesellschaftlichen Selbstwissens in ihren historischen Wandlungen nachverfolgt werden. Wie in meiner Problemgeschichte des Themas bereits ersichtlich wurde, gilt für das Konzept der Ideologie wie für andere wissenschaftliche Termini auch, dass sich seine Bedeutung in Abhängigkeit von theoretischen Moden und den sozialen Bedingungen, Erscheinungsweisen und Funktionen des Phänomens verändert. „Was Ideologie heißt und was Ideologien sind“, heißt es dementsprechend pointiert bei Adorno, „lässt sich ausmachen nur, indem man der Bewegung des Begriffs gerecht wird, die zugleich eine der Sache ist.“ (Adorno: 1956: 163; dazu allgemeiner auch Müller 2003: 294 ff.). Adorno identifizierte diese Bewegung bekanntlich als dialektische – ein geschichtsphilosophisches Axiom, das die systemtheoretische Ideologietheorie zwar durch eine funktionalistische Evolutionstheorie ersetzen würde, ohne damit jedoch soziale Widersprüche und Konflikte als Treiber der Begriffsentwicklung per se auszuschließen. Näher dürfte sie mit ihrer Programmatik dennoch Karl Mannheims Auftakt zu einer wissenssoziologischen „Ideengeschichte des Ideologiebegriffs“ stehen, die den Wandel im Begriff von allgemeineren Problemkontexten wie politischen Ränkespielen, erkenntnis- und bewusstseinsphilosophischen Denkbewegungen und ökonomisch-politischen Klassenkämpfen her betrachtet, in denen seine Verwendung jeweils situiert ist (vgl. Mannheim 1927: 11 ff., zitiert 12). Auf die Differenzen zu Mannheim wird das nächste Kapitel noch genauer eingehen; vorweggenommen sei jedoch, dass Luhmanns Wissenssoziologie ausformuliert und weitertreibt, was Mannheim bereits unausgesprochen in Angriff nahm: die Rekonstruktion einer von gesellschaftlichen Struktur- und Problembedingungen abhängigen Semantik des Ideologischen.

Eine solche Rekonstruktion hätte selbstredend über den systemtheoretisch grundlegenden Gesichtspunkt der Komplexitätsreduktion hinauszugehen und die Umsetzung von Ideologien in spezifischen Problemzusammenhängen zu untersuchen, wie Peter Christian Ludz zutreffend anmerkt (vgl. Ludz 1976: 14 f.). Methodisch sollte dieser Aspekt in meiner vorausgehenden Interpretation unter dem Gesichtspunkt einer systemfunktionalen Analyse bereits hinreichend aufgegriffen worden sein. Darüber hinaus dürfte auf sachlicher Ebene die Reflexionsleistung von Ideologien, die sich jeweils im Verhältnis zu konkreten Problemlagen wie der Corona-Pandemie oder dem Klimawandel untersuchen lässt, einen herausragenden Wegweiser darstellen. Luhmanns Hinweis auf die kontingenzverarbeitende Selbststeuerung sozialer Systeme im Modus der ideologischen Be- und Umwertungen von Werten definiert meines Erachtens nämlich ein wichtiges Indiz für den geschichtlichen Ort und Kontext der zentralen Problemgesichtspunkte seiner Theorie. Weiter zu klären gälte es auf dieser Spur, welcher sozialstrukturelle und kulturelle Entwicklungsstand der Gesellschaft in Luhmanns System-, Gesellschafts- und Ideologietheorie zum Ausdruck kommt und ob sie dabei als Theorie der moder-

nen Gesellschaft allein gelten kann oder auch auf andere Gesellschaftsformationen übertragbar wäre. Sind Ideologien mit anderen Worten als Instanzen reflexiv gewordener Wertungen ausschließlich in Gesellschaften erkennbar, die eine Selbstbeobachtung im Format einer konstruktivistisch-funktionalistisch veranlagten Systemtheorie hervorgebracht haben, für die die reflexive Kontingenzbearbeitung ein Spezifikum eben dieser Gesellschaft darstellt? Und falls ja, wohin müsste sich eine Ideologie- und Gesellschaftstheorie vor- und nachmoderner Gesellschaften entwickeln, sofern sie überhaupt noch möglich und verlangt ist?

Die vorliegende Arbeit will für Fragen dieser Art, die den Status der Systemtheorie als „Supertheorie“ weiter auf den Prüfstein stellen, entscheidende Fundamente gelegt haben. Zu beantworten sind sie hier allerdings nicht mehr. Stattdessen empfehlen sie wiederum eine weitergehende Theoriebildung, um das in vielen Hinsichten noch unvollständige Bild einer systemtheoretischen Ideologietheorie zu komplettieren und eine geeignete Untersuchungsgrundlage für wissenssoziologische Reflexionen zu bereiten. Eine wichtige Erkenntnis dieser Reflexion scheint indes schon antizipierbar, nämlich, dass der hier erarbeitete Ideologiebegriff und seine (kritische) Analyse keine zeitlose Substanz, geschweige denn den Endpunkt des ideologietheoretischen Diskurses markieren können. Wenngleich mein systemtheoretischer Ideologiebegriff beansprucht, eine komplexe Beschreibungsformel für seinen Phänomenbereich vorzulegen, will er sich doch nicht anmaßen, den Stern des Ideologischen am ewigen Ideenhimmel erblickt zu haben. Eine solche Allgemeingültigkeit von Begriffen widerstrebt der von Luhmann vorgelegten wissenssoziologischen Programmatik, sozialen Sinn und so auch den (eigenen) Ideologiebegriff mit den sich wandelnden Sozialstrukturen der Gesellschaft in Verbindung zu setzen.

Folgerichtig leistet eine systemtheoretische Ideologietheorie nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein elaboriertes Verständnis der funktionalen Einbindung von Ideologien in sozialen Systemen zu einer bestimmten Zeit. Andere Verwendungen des Begriffs sind damit weder ausgeschlossen noch obsolet; vielmehr sind sie höchst interessant, um ganz im Geiste Luhmanns durch konzeptionelle Kombinationen theoretische Probleme zu lösen. Es gibt also offensichtlich noch viel zu tun für einen Diskurs, der aus systemtheoretischer Perspektive erst eröffnet ist.

4.2 Kontexte und Konturen

Wenn sich systemtheoretische Ideologietheorie als ein Gesprächsangebot unter anderen begreift, stellt sich naheliegend die Frage, wo und wie sie in ihr diskursives Habitat eingebunden ist. Die Frage hat methodische Relevanz, denn die weitere Theorieentwicklung sollte nicht derart monogam verfahren, wie es sich die vorliegende Untersuchung in ihrer strengen Bindung an Luhmann erlaubt hat. Stattdessen gilt es gemäß guter wissenschaftlicher Praxis autoren-, theorie- und disziplinübergreifende Bezüge zu suchen, die eine wechselseitige Inspiration wie Kontrastierung verschiedener Theorien erlauben. Ich will deshalb im Folgenden etwas ausführlicher erörtern, wie die hier entworfene Perspektive sich in Geschichte und Gegenwart des ideologietheoretischen Denkens verorten lässt. Dabei müssen Bezüge zum (post-)marxistischen, poststrukturalistischen und postmodernen ebenso wie zum systemtheoretischen und funktionalistischen Diskurs der Soziologie und Philosophie geknüpft werden, um nur einige einschlägige Koordinaten zu nennen. Angesichts der damit ins Auge gefassten Breite und Tiefe des Referenzkosmos kann die folgende Kontextualisierung selbstverständlich nur erste Stichproben vorlegen, um die Konturen des systemtheoretischen Zugangs schärfer zu zeichnen. Die im Folgenden diskutierten Anschlüsse zu anderen Theorien und Autor*innen beanspruchen also kaum mehr als punktuelle und kursorische Geltung, wofür nicht zuletzt der Umstand spricht, dass erst die erweiterte Theorie einen tiefergehenden Vergleich erlaubt. Wir befinden uns aus systemtheoretischer Warte wie gesagt erst am Beginn einer Diskussion.

4.2.1 Selbstreferenz: Luhmann inside Luhmann

Unterstrichen wird die Notwendigkeit der weiteren Theorieexpansion bereits durch den ersten, naheliegendsten, aber vielleicht am leichtesten zu übersehenden Diskussionskontext: Luhmanns eigene Theorie. Wie meine Rekonstruktion in sachlicher Systematik angedeutet hat, nimmt Luhmanns Ideologiebegriff im Rahmen seiner staats- und organisationswissenschaftlichen Überlegungen erste Gestalt an, avanciert dann zu einem ideengeschichtlichen Ausgangspunkt seiner Wissenssoziologie und taucht schließlich an verstreuten Stellen wieder in seiner später ausgearbeiteten Gesellschaftstheorie auf. Die semantisch-funktionale Bedeutung des Begriffs bleibt dabei, von geringfügigen Spezifikationen abgesehen, nahezu identisch, das heißt, der Begriff subsumiert fortlaufend Werte, Zwecke, Normen und Semantiken im Rahmen instruktiver und reflexiver Systemfunktionen und verweist methodisch auf die Beobachtung latenter Sachverhalte. Die Relevanz des Ideologiebegriffs in Luhmanns Gesamtwerk ist damit allerdings noch nicht hinreichend geklärt. Oberflächlich betrachtet, nimmt sie ab den späten 1960er Jahren mit Luhmanns intensivierten Arbeit an einer allgemeinen Theorie sozialer Systeme und

einer umfassenden Theorie der modernen Gesellschaft erheblich ab. Ideologien werden fortan keine eigenständigen Analysen oder Theorien mehr gewidmet, stattdessen bleibt es bei konzisen Anmerkungen und spätestens mit der Einführung des Semantikbegriffs scheint der Ideologiebegriff in einem abstrakteren Konzept derart aufgehoben, dass er mehr oder weniger aus der Theorie getilgt wird.

Ist Ideologie also ein systemtheoretisch obsoletes Konzept? Durchaus nicht, sofern man die Oberfläche des geschriebenen Wortes durchbricht. In diesem Sinne bezeichnet Jürgen Gerhards Luhmanns Ideologiebegriff beispielhaft als integrativen Bestandteil seiner funktional-strukturellen Systemtheorie, der nur aus dem Gesamtkontext heraus verständlich werde und insofern eine umfassendere Rekonstruktionsarbeit erfordere (vgl. Gerhards 1984: 13). Wenngleich Gerhards' Rekonstruktion dann zwar nur wenig Auskunft über den so behaupteten Stellenwert gibt, legt sie doch eine wichtige Spur, in deren Folge Wilhelm Hofmann die präzisere These vertritt, dass der Ideologiebegriff mit seinem Verweis auf die beobachtbare Selektivität jeder Beobachtung in Luhmanns konstruktivistischer Theorie eine bleibende, vielleicht gar zunehmende Relevanz innehat (vgl. Hofmann 2014). Da der universale Ideologiebegriff, auf den wir gleich noch zu sprechen kommen werden, Luhmann als Platzhalter für einen selbstbezüglichen Konstruktivismus gilt (vgl. ebd.: 124), gewinnt das Ideologische in Luhmanns konstruktivistisch voranschreitender Theorie Hofmann zufolge „als systematisch gedeutetes Element jeder Sinnselektion und als historisches Phänomen [...] auf der Funktionsebene des politischen Systems und als Orientierungskonzept der eigenen Theorieleistung nicht weniger, sondern vielleicht sogar mehr Bedeutung als im frühen Werk“ (ebd.: 127 in Bezug auf Gerhards 1984: 35 ff.⁵).

Grundsätzlich ist diese Einschätzung nach meinem Eindruck zutreffend, sofern man Luhmanns Absprung vom historisch überlieferten Ideologiebegriff in die allgemeinere Wissenssoziologie und die konstruktivistische Epistemologie mitgeht. Ideologie kann so gesehen als ein latenter Grundbegriff in Luhmanns Theoriearchitektur eingeordnet werden, der zwar nie in tragender Rolle auftritt, aber auf der theoretischen Hinterbühne beständig mitarbeitet und sogar an Einfluss gewinnt, je mehr sich Luhmanns Theorie dem Konstruktivismus zuneigt.

Worin dieser Einfluss dann allerdings genauer besteht, bleibt unklar, da Luhmanns Theorieentwicklung gerade dahin geht, aus der ideologietheoretischen Semantik das herauszudestillieren, was für ihn in anderen Denkrichtungen brauchbar erschien.⁶ Zugespißt gesprochen hat er den Ideologiebegriff für seine Zwecke nur ausgebeutet, sich aber nicht darum bemüht, ihn nachhaltig zu konservieren oder

5 Gerhards' Rekonstruktion stützt Hofmanns Behauptung allerdings nur eingeschränkt, da sie kaum auf epistemologische oder wissenssoziologische Facetten des Begriffs in Luhmanns Werk eingeht.

6 Siehe insb. Abschnitt 2.3.4.

gar zu einer eigenständigen Theorie auszubauen. Hofmanns These, dass das Ideologische als Synonym für die selektive Konstruiertheit jeder Beobachtung in Luhmanns Theorie stets an fundamentaler Stelle impliziert ist, erscheint mir insofern zwar korrekt, aber weder für Luhmanns Theorie im Ganzen noch für eine systemtheoretische Ideologietheorie im Speziellen sonderlich instruktiv. Stattdessen, so mein Eindruck, verkleinert sie die Relevanz des Ideologiebegriffs nur unnötig, indem sie Luhmanns frühere Ideologieanalysen zu stark vernachlässigt, die durch besagte Abstraktionsbewegungen aus seiner Theorie nahezu getilgt wurde. Ideologie verkommt unter diesen Vorzeichen nur wieder zu einem ideengeschichtlichen Relikt, das Luhmanns Systemtheorie höchstens in versteckter Position mitschleppt, aber eigentlich hinter sich gelassen hat.⁷

Um diesem Eindruck zu widersprechen, ist nach meinem Dafürhalten das Anliegen meiner bisherigen Rekonstruktion fortzusetzen, Luhmanns frühere Ideologieanalyse als weiterhin bedeutsames Element seiner System- und Gesellschaftstheorie zu unterstreichen. Dazu habe ich zunächst die Fruchtbarkeit des luhmannschen Ideologiebegriffs für die Theorie und Analyse sozialer Systeme darzulegen versucht. Als Kompositionen aus Werten, Programmen und Semantiken mit instruktiven und reflexiven Funktionen stellen Ideologien demnach aktuelle und, wie Luhmann selbst betont, womöglich unverzichtbare Strukturen moderner Sozialsysteme dar. Ihre tatsächliche theoretische wie empirische Relevanz für verschiedene Systemtypen und Systeme gilt es davon ausgehend allerdings erst noch weiter zu ermitteln. Die von Hofmann erwähnte Funktionsanalyse von Ideologien im politischen System bei Luhmann erscheint mir so gesehen um einiges wertvoller als der Hinweis auf den konstruktivistischen Nachhall des Konzepts.⁸ Letztlich muss und sollte die Theoriebildung aber über diese singuläre, ideologietheoretisch oft dominante Systemreferenz hinausgehen, um den größeren Relevanzbereich von Ideologien auszuloten, denn erst dann ließe sich die Bedeutung des Ideologiebegriffs in Luhmanns Theorie jenseits seiner Rolle als Absprungbrett in andere Theorietheemen adäquat erfassen.

4.2.2 Im Feld deskriptiver Theorien

Gehen wir nun über Luhmanns Theorie hinaus, betreten wir sogleich das weite und unübersichtliche Feld der ideologietheoretischen Traditionspfade. Schon die Frage nach einem angemessenen Überblick kann hier schnell frustrieren, zu umfangreich und heterogen erscheinen die diversen Definitionen, Theorien und Analysen.

7 Siehe dazu auch Luhmanns Erwiderung auf Habermas in Abschnitt 4.2.5.

8 Entsprechendes gilt für Gerhards' Thesen zur integrativen Funktion von Ideologien im politischen System, die er mit Luhmann über Luhmann hinaus zu entwickeln versucht (vgl. Gerhards 1984: 62 ff.)

Eine sozialphilosophisch mittlerweile gut etablierte Typologie hat Raymond Geuss mit seiner Dreiteilung in deskriptive, pejorativ-kritische (darunter funktionale) und positive Ideologiebegriffe vorgelegt (vgl. Geuss 1981: 4 ff.).⁹ Einen Sortierungsversuch jüngeren Datums bietet darüber hinaus Jonathan L. Maynard mit seiner ebenso dreifaltigen Unterteilung in konzeptionelle, diskursive und quantitative Ideologiekonzepte (vgl. Maynard 2013). Ohne auf die Spezifika dieser jeweiligen Typologien näher eingehen zu müssen, lässt sich schnell erkennen, dass die im hiesigen Rahmen entwickelte Ideologietheorie zu diesen Kategorisierungen in gewisser Weise quer verläuft. Sie lassen sich deshalb als grobe Orientierungen im Diskursfeld heranziehen, um über Differenzen die Konturen des systemtheoretischen Zugangs zu verdeutlichen.

Offenkundig reiht sich systemtheoretische Ideologietheorie zunächst in die Riege deskriptiver bzw. konzeptioneller Begriffe und Analysen ein, die sich vor allem darauf konzentrieren, Ideologien als Ideen-, Wert-, Normen-, Überzeugungs-, Begriffs-, Symbol-, Interessen- oder Bedürfnissysteme zu beschreiben (vgl. Geuss 1981: 5; Maynard 2013: 301 ff.). So bestätigt Luhmanns Analyse ideologischer Instruktionsfunktionen beispielhaft „programmatische“ Ideologiedefinitionen, die Geuss dem deskriptiven Feld zuordnet und für die ihm Daniel Bell als Exempel dient (vgl. Geuss 1981: 11). Bell fasst unter Ideologien ein „all-inclusive system of comprehensive reality“ (Bell 1968: 96, zitiert nach Geuss 1981: 11), welches ein Handlungsprogramm mit einem Modell oder einer Theorie der sozialen Realität verknüpft ist, wobei die ideologische Überzeugung die Evidenz der Realitätsbeschreibung meist übersteigt (vgl. Geuss: 11).¹⁰ Ebenso vertraut klingt Martin Seligers Definition, für den Ideologien Systeme oder auch Kompositionen aus Ideen, Werten, Normen und Faktenbeschreibungen sind, die die Funktion haben, koordiniertes Handeln zu rechtfertigen, zu erklären und in Form konkreterer Doktrinen anzuleiten, um Sozialordnungen zu stabilisieren, zu reformieren, zu zerstören und zu rekonstruieren (vgl. Seliger 1976: 119 f.).

Übereinstimmend mit Luhmanns Analyse erscheinen Ideologien aus diesen zwei exemplarischen Perspektiven heraus also als funktionale Zusammenhänge aus Werten, Zwecken, Normen und deskriptiven Semantiken, die primär unter ihrem Leitungsanspruch beschrieben werden. Sie ließen sich mit Gewinn um

9 Notabene: Geuss bezieht sich in seiner Abhandlung sogar beiläufig auf Luhmann, nutzt jedoch nur ein Zitat von ihm für eine Bestimmung seiner eigenen Überblicksdarstellung generischer und funktionaler Eigenschaften von Ideologien, ohne auf dessen funktionalistischen Ideologiebegriff weiter einzugehen (vgl. Geuss 1981: 21 Fn. 46).

10 Eine deutliche Differenz zu Bell ergibt sich allerdings zu dessen Behauptung, dass ideologische Handlungsprogramme stets auf eine radikale Transformation oder Rekonstruktion der Gesellschaft als Ganzer abzielen. Diese Determination des Ideologischen teilt die systemtheoretische Ideologietheorie nicht.

Luhmanns komplexen Programmbegriff ergänzen, mit dem nicht nur eine Vielzahl verschiedener Programmtypen als relevante Bestandteile des ideologischen Instruktionsrepertoires in die Analyse einbezogen werden können, sondern sich mehr noch funktionale Verstrebungen mit Codierungen und Medien wie Recht, Moral, Macht, Wahrheit und Geld systematisch erfassen und vergleichen lassen.

Fokussieren wir darüber hinaus den Kompositionscharakter als solchen, dürften allen voran Anschlüsse an die morphologische Ideologiekonzeption von Michael Freedens (Freedens 1998; Freedens et. al. 2013) für weitere Theorieentwicklungen ergiebig sein. Freedens Ansatz nimmt die Binnenstrukturen ideologischer Sinnelemente in Augenschein und korrespondiert damit auf den ersten Blick leichtgängig mit dem systemtheoretischen Gespür für die funktional bedingte Polymorphie ideologischer Semantiken.¹¹ Gerade mit ihrem funktionalen Zugriff auf die komplexen Anordnungen ideologisch und überideologisch relevanter Sinnelemente wie Werte, Programme und Semantiken könnte die systemtheoretische Seite dabei einen gehaltvollen Erkenntnisbeitrag zu Freedens Studien leisten, von denen sie sich umgekehrt für das eigene Phänomenverständnis inspirieren lassen kann. Während die morphologische Analyse die Bedeutungsuniversen ideologischer Konfigurationen vor dem Hintergrund ihrer Pluralisierung durch politische Kontestationen kartiert (vgl. Freedens 1998: 3 f.), kann die systemfunktionale Betrachtung in die Problembearbeitungsdimensionen dieser Universen vorstoßen und durch sie zum Verständnis ihrer Entstehungen und Wandlungen beitragen.

Im Hinblick auf die kommunikative Operationalisierung von Ideologien in sozialen Systemen dürften hingegen allen voran diskurstheoretische Ansätze fruchtbare Erträge abwerfen. Von Theorien und Analysen, wie sie beispielhaft Teun van Dijk (van Dijk 1998; van Dijk 2013; van Dijk 2024), Peter Zima (Zima 1989), Luc Boltanski (Boltanski/Chiapello 2006; Boltanski/Thévenot 2014), Autor*innen der Kritischen Diskursanalyse (z.B. Fairclough 2010; Jäger et al. 2024) und poststrukturalistische Denker*innen (z.B. Foucault 1978; Foucault 1979; Foucault 2012; Laclau 2002; Laclau/Mouffe 2012; Mouffe 2014; Žižek 1989; Žižek 1994; Žižek 2010) vorgelegt haben, lässt sich erwarten, dass sie sachdienliche Einsichten in die Kommunikationsweisen und -formationen ideologischer Sinnstrukturen liefern, während die systemtheoretische Perspektive einen ausgiebigeren Blick auf die funktionale Konstitution dieser Operationalisierungen beisteuert. In geeigneter Kombination stünde auf diese Weise ein theoretisch versierter Blick auf die funktional-strukturelle Formation ideologisch geprägter Diskursprozesse in Aussicht, in denen Ideologien die Inhalte und Formen der Diskurse mitbestimmen, so wie Diskursdynamiken sich in den Inhalten und Formen der Ideologien niederschlagen.

Bei allen Synergiemöglichkeiten sind jedoch zugleich Differenzen zwischen den verschiedenen Zugängen abzusehen. Sie dürften teils erkenntnisförderlich, teils

11 Siehe zu Letzterem Kapitel 2.4.

schwer überbrückbar ausfallen, so etwa im Hinblick auf die Kritik *am* Ideologiebegriff und die kritische Vereinnahmung *des* Ideologiebegriffs, auf die ich in Abschnitt 4.2.5 noch einmal zu sprechen komme. Zentral scheint hierbei insbesondere der Unterschied im methodisch-theoretischen Grundriss, den Luhmanns Systemtheorie mitliefert. Konzise gesagt setzt die systemtheoretische Beschreibung abstrakter und damit ausgreifender an, indem sie die Konstitution von Ideologien mit deren funktionaler Implementation in sozialen Systemen verbindet und dabei den Problem- und Systembezug über die vielfach fokussierte Machtanwendung durch Ideologien und das politische System hinaus auf die Bearbeitung fundamentaler Systemprobleme durch ideologische Selektionsleistungen expandiert. Die Reduktion von Komplexität und Kontingenz, instruktive Rationalisierung, Integration, strukturelle Stabilisation oder operative Systemreproduktion rücken so in den Mittelpunkt und eröffnen ein ungemein breit gefächertes Spektrum ideologischer System- und Funktionsreferenzen, das keinesfalls nur zur Kritik aufruft. Im systemtheoretischen Zugang läuft die funktionale Analyse mit anderen Worten nicht wie in anderen deskriptiven Theorien eher beiläufig mit, sondern avanciert zum Drehpunkt einer ausformulierten Methode, die eine universell angelegte Theoriebildung fundiert und aus dieser heraus verengte Blickwinkel vermeidet.

Plastisch wird dieser Unterschied beispielsweise an der Reflexionsfunktion von Ideologien, die Luhmanns Analyse hervorhebt. Wie gesehen sind Ideologien aus systemfunktionaler Perspektive eben nicht nur als Verbund aus Werten, Zwecken, Normen und Beschreibungen zu betrachten, sondern darüber hinaus als Sedimente einer reflexiven Bewertung, worunter im weitergehenden Sinne eine adaptive Integrationsdynamik zu verstehen ist, die Einfluss auf die Binnenstruktur von Ideologien übt. Selbstverständlich ist ein solches Verständnis für die kontext-sensitive Evolution von Ideologien ebenso wenig bahnbrechend wie für die innere Reflexivität der Ideologien (vgl. ähnlich z.B. den oben bereits angesprochenen Seliger 1976: 99, 192 ff. oder Parsons in Abschnitt 4.2.4). Die systemtheoretische Fassung unterscheidet sich von anderen deskriptiven Zugängen allerdings dadurch, dass sie die Reflexion instruktiver Sinnelemente zur *definierenden Funktion* von Ideologien erhebt und sie zugleich einem allgemeineren Mechanismus sozialer Systeme zuordnet, aufgrund dessen Ideologien mit anderen Strukturen und Prozessen wie dem positivierten Recht oder den wechselnden Regierungsbildungen demokratischer Mehrparteiensysteme vergleichbar werden.

Die Bedeutung von Ideologien in modernen Gesellschaften erscheint infolgedessen in einem anderen Licht, durch das sich die systemtheoretische Ideologietheorie von vielen ihrer Artgenossinnen abhebt. Auf konzeptioneller Ebene entgeht sie mit ihrem Fokus auf Reflexionsleistungen etwa der Tendenz, den Ideologiebegriff instrumentalistisch zu verengen und Ideologien vorrangig als Werkzeuge im politischen Kampf zu charakterisieren – eine nach Luhmann bekanntlich allzu vordergründige Auffassung (vgl. Luhmann 2005p: 75), der andere Theorien mit

ihrer Vorliebe für ‚politische Ideologien‘ leicht zu erliegen scheinen.¹² Darüber hinaus erschließt sie sich ein tiefergehendes Verständnis für die systemfunktionale Konstitution von Ideologien, die erst im Reflexivwerden ihrer Selektionsleistungen genauer zu fassen ist. In Anbetracht ideologischer Be- und Umwertungsdynamiken wird ersichtlich, wie Ideologien von ihren sozialen Umständen geprägt werden und gleichzeitig als Transformationsmechanismen sozialer Orientierungsstrukturen eine konstitutive Rolle in modernen Gesellschaften spielen. Dabei zeigt sich im Detail, dass sie die Aufgabe übernehmen, soziale Orientierungen mit sozialen Dynamiken zu vermitteln, sei es, indem sie sie selbst dynamisieren oder gegen Dynamiken abschotten, auf widersprüchliche Anforderungen einstellen, und so eine schwer zu ersetzende, wenn nicht notwendige, zumindest aber nicht allein pejorative Funktion innehaben.¹³

Erst der systemfunktionale Blick auf die Sozialdimension der ideologischen Sachelemente gibt also, mit anderen Worten, die soziale Wirkungsweise, Relevanz und Konfiguration von Ideologien in einer Fassung zu erkennen, die sowohl abstrakt wie spezifizierbar genug ist, um Ideologien in verschiedenen konkreten Problem- und Systemkontexten zu erschließen, ohne sie in einzelnen davon einzumauern und auf bestimmte Leistungen wie Machtlegitimation zu reduzieren. Der systemtheoretische Zugang eröffnet auf diese Weise ein umfangreiches Verständnis für die Implementation von Ideologien in komplexen Systemumwelten, mit dem unter anderem oft monierte Begleitphänomene wie ideologische Widersprüche und Herrschaftsverhältnisse anders betrachtet werden müssen. Aus einer weiter elaborierten Ideologietheorie auf systemtheoretischer Basis dürften sich deshalb absehbar reziproke, wenngleich nicht konfliktfreie Erkenntnis synergien mit primär deskriptiv ausgelegten Theorien ergeben, zu denen Erstere mit ihrer Verbindung aus sinn-, kommunikations-, medien-, differenzierungs- und evolutionstheoretischen Theoremen komplexe Beschreibungsperspektiven liefert, während Letztere theoriebildende Impulse aus ihrem Arsenal an empirischen Analysen und theoretischen Überlegungen beisteuern. Es ist insofern sicher nicht zu viel behauptet, dass

-
- 12 Vgl. von den bisher Genannten beispielsweise Daniel Bell, Martin Seliger, Michael Freedon oder Teun van Dijk. Allen voran die englischsprachige Diskussion um das Ende der Ideologien, die Bell ikonisch geprägt hat, krankt stark an dieser Verengung des Ideologischen auf den politischen Kampf. Vgl. zur Kritik an einer instrumentalistischen Ideologieauffassung am konkreten Beispiel des Rassismus auch Marz 2023: 237.
- 13 Gerade das Thema des Widerspruchs bietet hierbei einen traditionellen Konfliktpunkt in der theoretischen Landschaft (vgl. z.B. Jost/Nosek/Gosling 2008: 127), der den Stellenwert der systemtheoretischen Ideologiekritik unterstreicht. Indem diese mit ihren Einsichten in die Funktionen und Dysfunktionen ideologischer Widersprüche nämlich einerseits der Idealisierung von Widerspruchsfreiheit widerspricht und andererseits die möglichen Probleme ideologischer Widersprüche anerkennt, kann sie eine mittlere Position einnehmen, die jenseits eingefahrener Dichotomisierungen erkenntnisdienlich wirkt.

die systemtheoretische Ideologietheorie sich einen berechtigten Platz in den oben genannten Typologien noch wird erarbeiten können.

4.2.3 Wie total ist Luhmanns Ideologiebegriff?

Verdient wäre dieser Platz allemal dann, wenn sie Querverweise zu anderen Ideologietheorien herstellt und so die gegenseitige Ignoranz überwindet, die Jonathan L. Maynard der ideologietheoretischen Diskurslandschaft vorwirft (vgl. Maynard 2013: 312 ff.). Einen ersten Schritt in diese Richtung hat der Ausflug ins Feld deskriptiver Theorien im vorigen Abschnitt unternommen. Eine theorieimmanent ebenso naheliegende Anschlussmöglichkeit liegt indes gerade in einem Diskurssegment, das die Typologien von Geuss und Maynard sträflich vernachlässigen: den wissenssoziologischen Ideologietheorien. Traditionsbewusst lässt sich in diese Richtung etwa der Frage nachgehen, in welchem Verhältnis Luhmanns Ideologiebegriff zu dem Karl Mannheims steht, wobei sich insbesondere Mannheims „allgemeine Fassung des totalen Ideologiebegriffes“ (Mannheim 1929: 32) als Bezugspunkt aufdrängt. Mannheim hatte diese Fassung in seiner Klassikerschrift *Ideologie und Utopie* (Mannheim 1929) in Abgrenzung zu partikularen bzw. speziellen Ideologiebegriffen eingeführt, die lediglich bestimmte Vorstellungen eines Gegners als nur relativ gültige Ansichten diskreditieren, um demgegenüber die universelle ideologische Qualität eines jeden Denkens als strukturabhängige Wandelbarkeit zu bezeichnen (vgl. ebd.: 8 ff., 31 ff.). Der Begriff galt Mannheim insofern als Gründungsmoment der Wissenssoziologie (vgl. ebd.: 32), deren programmatische Problemstellung er als „Zusammenhang zwischen sozialer Seinslage und Sicht“ definierte (ebd.: 33). Wie bekannt, griff Luhmann diese später wieder auf, übersetzte sie in die sozialstrukturelle geformte Selektivität sozialer Semantiken und nutzte sie als Absprungbrett für seine eigenen Fassungen von Ideologiekritik und Wissenssoziologie (vgl. dazu Luhmann 1980: 11 ff.; Luhmann 2005p: 68 f.). Dabei stellt seine Fortführung meines Erachtens nicht nur eine theoretische Abstraktionsleistung dar, sondern, darauf kommt es im Folgenden an, zugleich eine weitergehende Radikalisierung des totalen Ideologiebegriffs.

Gestützt wird diese Auslegung beispielsweise in der bereits genannten Studie Wilhelm Hofmanns (Hofmann 2014) zu den Kontinuitäten und Differenzen zwischen Mannheims und Luhmanns konstruktivistischer Epistemologie. Hofmann weist darauf hin, dass Luhmann, anders als noch Mannheim und andere Autoren vor ihm, nicht davor zurückschreckte, „das ideologische Paradox der Beobachtung von Beobachtung nicht radikal genug zu Ende“ zu denken, sondern den Konstruktionscharakter jeder Beobachtung auch auf die eigene Theorie bezog (vgl. ebd.: 128). Mit der Entwicklung seines „operativen Konstruktivismus“ (Schützzeichel 2007: 260

ff.) wendete Luhmann seinen Ideologiebegriff also in gewissem Sinne¹⁴ auf sich selbst an, indem er die ‚Seinsabhängigkeit‘ seiner eigenen Theoriesicht miteinbezog und auf diese Weise eine noch radikalere, weil letztlich reflexiv an die eigenen Beobachtungsfundamente rührende Totalisierung des bei Mannheim noch im Zaum gehaltenen Geltungspotenzials des Begriffs vollzog. Mannheims allgemeiner Ideologiebegriff wird, so kann man auch sagen, in Luhmanns Systemtheorie derart verallgemeinert, dass er konsequent auch noch die eigene wissenschaftliche Sicht als ‚ideologisch‘ im Sinne einer systemrelativ bedingten Konstruktion ihrer Beobachtungsform ausweist.

Wie aber schon gesagt: So zutreffend mir diese Interpretation erscheint, die ich hier von Hofmann ausgehend weiter zugespitzt habe, so ergänzungsbedürftig erscheint sie mir zugleich. Um den Ideologiebegriff als systemtheoretisches Konzept zu vitalisieren, muss Luhmanns systemfunktionale Ideologiekonstruktion gegenüber seiner wissenssoziologisch-epistemologischen Aufhebung präsenter gemacht werden. Aus dieser Präsenz ergeben sich dann theoretische Konsequenzen, die in den vorigen und nachfolgenden Abschnitten reflektiert werden sollen. In Bezug auf Mannheims wissenssoziologische Ideologielehre werden beispielsweise Theorieumstellungen geltend gemacht, die für das gesamte Projekt einer systemtheoretischen Ideologietheorie wegweisend und charakteristisch sind. Um nur die Wichtigsten zu nennen:

Erstens substituiert Luhmann den Zusammenhang von Sicht und Seinslage offenkundig durch die Korrelation von Semantik (darunter Ideologien) und Systemstruktur, wobei beide Seiten funktional, sprich problemrelativ, aufeinander bezogen werden.¹⁵ Die Zurechnungsadresse für Ideologien verwandelt sich im Rahmen der systemtheoretischen Wissenssoziologie also in Systemstrukturen, die als Problemlagen wie Problembearbeitungen analysiert und miteinander verglichen werden können. Folgerichtig fasst die systemtheoretische Ideologietheorie die Korrela-

14 In einem „gewissen Sinne“, da es sich hierbei offenkundig um seinen wissenssoziologisch interpretierten Ideologiebegriff handelt und nicht um den systemfunktionalen, der in seinen früheren Analysen im Vordergrund steht. Wie in Kapitel 2.3 gezeigt, ist damit kein Begriffsschema angezeigt. Die Analyse der eigenen Theorie unter Wert- und Zweckgesichtspunkten unterbleibt bei Luhmann jedoch und soll hier in Kapitel 4.3 nachgeholt werden.

15 Zwar spricht auch Mannheim davon, Denkinhalte als Funktionen der subjektiven Seinslage zu interpretieren (vgl. z.B. Mannheim 1929: 9), meint damit aber, anders als Luhmann, lediglich die Beziehung zwischen abhängiger und unabhängiger Variable in einem kausalen Wirkungsschema ohne Spezifikation auf soziale Problemstellungen. Oder wie Lutz Leisering konzipiert: Mannheim behandelt Ideen als kausale „Funktionen dieser (nicht: für diese) Seinslage“ (Leisering 1979: 24, Hrv. K.K.). Bei Luhmann hingegen bildet das Basisproblem, das Semantik und Sozialstruktur in allen Systemkontexten aneinanderbindet, die selektive Reduktion von Komplexität, für die semantische Sinnformen Problembearbeitungen darstellen. Darüber hinausgehende Problemstellungen werden dann in Luhmanns diversen Semantikstudien ausgiebiger untersucht.

tion Werte/Programme/Semantiken $\leftrightarrow$ Problemstruktur statt der Korrelation Meinungen/Feststellungen/Objektivierungen¹⁶ $\leftrightarrow$ Seinslage ins Auge. Die „zweite Realität“¹⁷ hinter dem Wissen und Meinen der Subjekte ist mit systemtheoretischen Worten also die funktionale Struktur des sozialen Systems, *innerhalb* derer Ideologien produziert und transformiert werden. Ideologien gelten der systemtheoretischen Ideologietheorie insofern als Manifestationen des Zusammenspiels präferenziell strukturierter Semantiken und funktional strukturierter Systeme. Eine systemtheoretische Wissenssoziologie interessiert deshalb weniger die Dokumentation einer „Kulturseele“ (Mannheim 1964) im Wissen, Glauben und Meinen der Subjekte, als vielmehr die Wechselwirkung der je unterschiedlichen Problemkomplexe sozialer Systeme im Verhältnis zu ihren semantisch-ideologischen Problembearbeitungsstrukturen.

Eine Konsequenz dieser systemtheoretischen Reinterpretation des Ideologieproblems ist es, dass unter den gesellschaftlichen Umweltbedingungen der systemischen Ideologiestrukturen die Ausdifferenzierung spezifischer Funktionssysteme mit ihren jeweiligen Selektionsanforderungen in den Mittelpunkt rückt.¹⁸ Ideologien symbolisieren demnach *zweitens* nicht mehr nur die kontingenten Weltanschauungen von Subjekten, Gruppen oder Epochen, sondern sind darüber hinaus auf eine Vielzahl sozialer Systeme und deren spezifische Funktionen zu beziehen (vgl. ähnlich auch Leisering 1979: 24). Die systemtheoretische Auslegung des Ideologiebegriffs auf strukturell sedimentierte Problembearbeitungen eröffnet somit eine weitere Totalisierung des Ideologiebegriffs, in der Ideologien als ‚total‘ gelten können, insofern sie spezifische Problembearbeitungsstrukturen in vielen verschiedenen Sozialsystemen darstellen – einschließlich der Wissenschaft selbst. Der Ideologiebegriff wird auf diese Weise als Zentralbegriff der luhmannschen Theorie tendenziell hervorgehoben, statt in deren Fundamenten vergraben zu bleiben, denn er schließt wiederum die funktional geformte Ideologien aller Theorien mit ein.

Die radikale Selbstanwendung des systemfunktionalen Ideologiebegriffs auf die hier entworfene Ideologietheorie, die sich in dieser Totalisierungsbewegung deutlich anbahnt, ist in Kapitel 3.4 schon begonnen worden, steht aber letztlich noch aus (siehe dazu im Ansatz Kapitel 4.3). Ebenso obliegt die Frage, inwieweit sich die funktional durchdringende Totalität des Ideologischen in modernen Gesellschaften faktisch bestätigt, wiederum der weiteren Analyse und Theoriebildung. Wie auch immer diese jedoch ausfällt, ihre Spezifik sollte mittlerweile deutlich zu erkennen sein.

16 Objektivation bedeutet Konkretion von Ideen im weitesten Sinne (vgl. Mannheim 1929: 9).

17 Zur Erinnerung: Ideologie gilt Luhmann im Hinblick auf Mannheims Wissenssoziologie als Synonym für ein „Wissen oder Meinen [...], soweit es von einer ‚zweiten Realität‘, nämlich der sozialen Situation des Subjektes, abhängig ist“ (Luhmann 1980: 56).

18 Vgl. dazu nochmals Luhmann 1980: 21 f., 57; Kusche 2021: 114.

Sie liegt darin, Ideologien in den ausdifferenzierten Systemstrukturen der modernen Gesellschaft zu verorten und dabei die Verbindung aus ideologischen Instruktions- und Reflexionsleistungen mit anderen systemischen Problemlagen hervorzuheben. Jeder Theorievergleich hat sich auf diese systemfunktionale Ausrichtung des Begriffs zu besinnen und aus ihr Vergleichsrichtungen zu suchen.

4.2.4 Funktion und System: Parsons Erbe und das eigene Profil

Es bedarf an dieser Stelle wohl keiner ausführlichen Erläuterung, dass weder funktionale Analyse, Systembegriff noch die einzelnen Segmente der luhmannschen Gesellschaftstheorie Alleinstellungsmerkmale einer systemtheoretischen Ideologietheorie darstellen. Funktionszuschreibungen sind im ideologietheoretischen Diskurs ebenso allgegenwärtig wie der Systembegriff. Eine an Luhmann anschließende Ideologietheorie kann demgegenüber jedoch durch die ingeniös elaborierte Kombination aus Funktionalismus, System- und Gesellschaftstheorie hervorstechen, zu deren Spezifika folgende Aspekte zählen:

Erstens versteht sie Funktionen, wie schon gesagt, nur grundlegend als Kausalrelationen, darüber hinaus jedoch vor allem als Vergleichsgesichtspunkte. Sie reduziert die funktionale Ideologiebetrachtung insofern weder auf das Verhältnis zwischen einer bewirkten Ideologie und einer bewirkenden Ursache (z.B. einer generellen Seinslage oder bestimmte Produktionsverhältnisse), noch auf die Beziehung zwischen einer ursächlichen Ideologie und einer ideologischen Wirkung (z.B. die Stabilisation von Macht- und Herrschaftsverhältnissen), sondern nimmt stattdessen Variationsmöglichkeiten für Problembearbeitungen (und nur insofern Kausalbeziehungen) in den Blick, sodass ‚vergleichsweise‘ Veränderungshorizonte für soziale Strukturen und Praktiken sichtbar werden.

Die damit angedeutete Umsichtigkeit des luhmannschen Funktionsverständnisses wird weitergehend dadurch begünstigt, dass Probleme *zweitens* nicht auf pejorativ konnotierte Phänomene wie Macht, Herrschaft oder Ausbeutung reduziert werden. Vielmehr steht eine prinzipiell unbegrenzte Phalanx an Systemproblemen zur Disposition, die nicht ohne Weiteres mit ideologischen Ansichten (etwa der Ablehnungswürdigkeit von Herrschaft) oder anthropologischen Fakten (etwa der mangelnden Informationsverarbeitungsfähigkeit des Menschen) konvergiert. Die systemfunktionale Ideologiekritik drängt in ihren Problemstellungen somit nicht auf ein bestimmtes Urteil unter normativen Gesichtspunkten, sondern identifiziert Systemprobleme in einem theoretischen Rahmen, dem es methodisch in erster Linie um den Nachvollzug von Funktionszusammenhängen geht.

Die komplexe Universalarchitektur dieses Rahmens bestimmt *drittens* maßgeblich das Verhältnis der luhmannschen Ideologietheorie zu anderen Ideologietheorien, in denen der Systembegriff eine zentrale Rolle einnimmt. Ideologien werden aus der hier entwickelten Perspektive bekanntlich als funktionale Struk-

turen in sozialen Systemen beobachtet, die mitunter selbst einen noch weiter zu klärenden Systemcharakter haben. Gerade diese Beobachtungsweise unterscheidet Luhmanns Ideologeanalyse von Theorien wie denen eines Eugen Lemberg, die sich ebenfalls den gesellschaftlichen Funktionen ideologischer Systeme zuwenden. Lembergs *Ideologie und Gesellschaft* (Lemberg 1974) ähnelt in dieser Hinsicht zwar der systemtheoretischen Analyse Luhmanns, wenn es um so basale Aspekte wie die Instruktion und Integration durch ideologische Sinnkompositionen (vgl. ebd.: 34 ff., 43 ff., 149 ff., 156 ff.) oder die Skepsis gegenüber einer epistemologisch-ontologisch begründeten Wahrheitskritik geht (vgl. ebd.: 160 ff.). Im Hinblick auf das Funktionieren der Ideologien in den verschlungenen Ebenen und Strukturen des modernen Gesellschaftssystems entgeht ihm jedoch einiges an tatsächlicher Tiefe und Breite, da er nicht auf eine umfangreichere Sozial- und Gesellschaftstheorie zurückgreifen kann.¹⁹ Einer Analyse von Ideologien in Organisationen wie Unternehmen und Krankenhäusern oder Funktionssystemen wie Politik, Wirtschaft und Gesundheit fehlt aus dieser Warte schlicht der geeignete Rahmen. Stattdessen bleibt es bei interessanten Ansätzen zu allgemeinen Funktionszuschreibungen, ideologischen Systemeigenschaften, Portraits beispielhafter Ideologien und grundsätzlichen Überlegungen zur Theoretisierung von Ideologien, die das titelgebende Thema jedoch nur touchieren, ohne es recht zu greifen. Von Luhmann kommend würde man demgegenüber eine systematischere Durchdringung erhoffen.

Die materialistische Gesellschaftstheorie eines Karl Marx, die Ideologien in ökonomischen Produktionsverhältnissen zu verorten suchte, war so gesehen bereits ein gutes Stück weiter als manch späterer Ansatz. Sie kann entsprechend auch weiterhin als brauchbarer Anhaltspunkt für theoriebildende Kontroversen in Betracht gezogen werden (vgl. dazu z.B. Ludz 1976; allgemeiner Nassehi 2020). Gleiches gilt mit großer Wahrscheinlichkeit für post-marxistische Klassiker wie Louis Althusser, bei dem sowohl die kritische Auseinandersetzung mit dem marxistischen Ökonomismus, die Unhintergebarkeit des Ideologischen als soziales Konstituens, die damit hinfallige Gegenüberstellung zu einer entlarvenden Wahrheit wie auch das Gespür für die funktionale Ausdifferenzierung von Ideologien als theoretische Anschlusspunkte hervorzuheben sind (vgl. Althusser 1968; Althusser 1977; Althusser 2022).

Der Theoriekosmos ist mit diesem Marxbezug aber natürlich nur sehr eingeschränkt erkundet. Unter dem Gesichtspunkt sozialer Ausdifferenzierung mögen

19 Das heißt nicht, dass Luhmann diese Tiefe und Breite in seinen ideologietheoretischen Anfängen selbst schon vollständig erfasst hätte, schließlich verfügte er in dieser Frühphase seines Schaffens selbst noch nicht über eine ausgereifte Sozialtheorie. Die hier gemachten Anmerkungen sind insofern vielmehr prospektiv zu verstehen, das heißt, sie verweisen auf Potenziale, die in Luhmanns Theorie bereits an- und teilweise vorgelegt sind, aber noch ausgearbeitet werden müssen.

beispielhaft ebenso Max Webers Theorie gesellschaftlicher Wertsphären oder Durkheims Theorie sozialer Arbeitsteilung zumindest ideengeschichtlich interessante Bezugsgrößen für die systemtheoretische Ideologietheorie abgeben. Enger an der soziologischen Verbindung von Funktions- und Systembegriff gelegen, tritt jedoch nahezu unweigerlich Talcott Parsons als eminente Referenz in Erscheinung. Der Ideologiebegriff bietet sich hierbei als ein exemplarischer Kristallisationspunkt an, um Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Luhmanns und Parsons Theorien zu erörtern und im Zuge dessen die Architektur der luhmannschen Theorie präziser vor Augen zu führen. Ein Grund dafür liegt darin, dass sich Luhmann in seinen ideologietheoretischen Studien im Zettelkasten immer wieder auf Parsons (bzw. Parsons und Shils) bezog und ihm maßgebliche Thesen entnahm, sich durch seine wesentlich breiter gefächerten Literaturbezüge und Theorieaneignungen aber zugleich davor bewahrte, zu dessen Epigone zu verkommen. Der Ideologiebegriff manifestiert insofern beispielhaft die instruktive Bedeutung Parsons' als Inspiration wie auch als Abhebungspunkt für Luhmanns Theorieentwicklung insgesamt.

Konzise gesagt kann die maßgebliche Vergleichsfläche beider Zugänge in der ideologieimmanenten Verbindung von Integrations-, Instruktions- und Reflexionsfunktionen im Rahmen sozialer Handlungssysteme lokalisiert werden. Alle drei Elemente sind in Parsons Definition des Ideologiebegriffs bereits enthalten und von Luhmann rezipiert worden. Laut dieser Definition handelt es sich bei Ideologien um Überzeugungs- und Ideensysteme, die im Verbund mit anderen Sinnelementen für eine selektive Interpretation der Situation, Geschichte, Zukunft und Ziele eines Kollektivs sorgen und insofern integrierend wirken (vgl. ZK I: 17,1,1; ZK I: 17,1i3 in Bezug auf Parsons 1951: 349). Dabei gibt Parsons schon am werkgeschichtlichen Startpunkt des luhmannschen Ideologiebegriffs sein Debüt: dem Problem der organisatorischen Willensvereinheitlichung, in dem Sozial- und Systemintegration operativ gefasster Sozialsysteme kombiniert werden. Mit Parsons sieht Luhmann eine Funktion von Ideologien folglich darin, Subjekte unter einem „Willen“ organisatorisch zu „vereinen“, sie also in ihren Handlungsausrichtungen entlang bestimmter Zwecke aufeinander abzustimmen, wobei er die bei Parsons hervorgehobene Funktion von Ideologien, Aktionssysteme unter ausgewählten Werten, Zwecken und Normen zu integrieren, auf organisationswissenschaftliche Probleme hin spezifiziert (vgl. ZK I: 17,1 ff.). Ideologische Wertesysteme sind demnach, so entnimmt er unter anderem Parsons, Shils, Mannheim, Kraft, Durkheim und Levy, notwendig für den Fortbestand eines (organisatorischen) Aktionssystems und eines stabilen gesellschaftlichen Gleichgewichts (vgl. zu letzterem ZK I: 17,1c1 ff.).

Die Idee des wertebasierten Gleichgewichts wird Luhmann in seiner Ideologeanalyse offenkundig nicht mehr aufgreifen; die Behauptung einer womöglich notwendigen Integrationsleistung für dauerhafte Aktionssysteme bleibt aber zumindest in frühen Schriften erhalten. Inwiefern diese systemintegrative Funktion

in der weiterentwickelten Theorie auch auf soziale Systeme wie Organisationen und Funktionssysteme zutrifft, darf angesichts funktionaler Äquivalente wie formalisierten Mitgliedschaftserwartungen und Entscheidungsverfahren, Sanktionsmöglichkeiten, Kommunikationscodes und -medien oder strukturellen Kopplungen, stark bezweifelt werden, harrt aber noch einer genaueren Klärung vor dem Hintergrund einer weiterentwickelten Ideologietheorie, die allen voran die Rolle von Ideologien in Funktionssystemen präziser erfasst.²⁰ Bleibende Übereinstimmung zwischen Parsons und Luhmann besteht jedoch im Hinblick auf die instruktive Selektionsfunktion von Ideologien im Zusammenspiel von Werten, Zwecken und Handlungen (vgl. insb. ZK I: 7,2m ff.). Die systematische Bedeutung Parsons liegt dabei werkgeschichtlich nicht allein im Hinweis auf die axiologisch begründete Zweckauswahl, die Luhmann nicht minder Selznick und anderen verdankt, sondern mehr noch darin, dass Luhmann mit Parsons Ideologien auf das Problem der sozialen Kontingenz zu beziehen lernt. Dabei dokumentiert der Bezug zwei theoriegenetische Wendungen, die zugleich das Verhältnis beider Theorien prägen.

Zunächst interpretiert Luhmann die bei Parsons prominent platzierte doppelte Kontingenz sozialer Interaktionen ganz allgemein weiter in Richtung des Problems sozialer Komplexität und bringt für deren Reduktion dann unter anderem ideologische Relevanzmuster in Stellung (vgl. z.B. ZK I: 17,1b1 ff.; ZK I: 60,4e6 mit Querverweisen; ZK II: 3411/9e ff.). Er geht so offenkundig über Parsons hinaus, der für Luhmanns ideologietheoretische Überlegungen in diesem Zusammenhang ohnehin keine nennenswerte Rolle spielt. Besondere Relevanz kommt Parsons erst wieder zu, wenn Luhmann auf die Kontingenz von Zwecken nach der Zerstörung ihrer Wahrheitsfähigkeit stößt, deren ideengeschichtliche Explikation als spezifisches Ideologieproblem er bei Parsons „meisterhaft“, wenngleich noch „in Überbewertung der ideologischen Lösung als endgültig“ gezeichnet findet (vgl. ZK I: 17,17g ff., zitiert 17,17g1; ZK I: 17,1e9). Infolge dieser Wahrheitsunfähigkeit wird die Erklärung einer begründeten Ordnung von Zwecken, so referiert er Parsons im zweiten Kasten weiter, zu einem Problem, das den Differenzpunkt zwischen „kausalreduktionistischen [Ideologie-]Theorien“ eines Marx und der neueren, systemtheoretischen Soziologie darstellt (ZK II: 3411/4g(1)). Luhmann entlehnt von Parsons somit nicht nur die Problemstellung einer wertebegründeten Ordnung von Zwecken, die in der Instruktionsfunktion von Ideologien zur Geltung kommt. Er gewinnt darüber hinaus eine erste wichtige Inspiration für die Variabilität von Werten, die er in eben gleicher Wahrheitsunfähigkeit begründet sieht und die

20 Siehe dazu bereits Abschnitt 2.1.2. Womöglich lässt sich im Rahmen dieser weiterentwickelten Theorie dann ablesen, inwiefern Luhmann Parsons' Theorie des Aktionssystems auf die Ebene der Funktionssysteme übertragen hat, insofern auch hier Leitwerte (Codes) entscheidende Integrations- und Instruktionsfunktionen innehaben (siehe auch Abschnitt 2.1.3).

ihm zugleich den Problemhintergrund für die ideologische Reflexionsfunktion aufspannt (vgl. ZK II: 3411/1 ff.).

Wie gesehen, liegt die Leistung ideologischer Reflexion grob gesprochen darin, die Kontingenz von Werten und Zwecken mit einer reflexiven Bewertung zu bändigen und im Zuge dessen für eine Integration derselben in die Problemlagen sozialer Systeme zu sorgen. Für den ersten Teil dieser Funktionsbeschreibung spielt Parsons zwar keine direkte Rolle, für den zweiten aber umso mehr. Er steht mit Edward Shils unmittelbar Pate für Luhmanns Einsicht, dass Wertesysteme auf opportunistische, aber keineswegs widerspruchsfreie Weise in die Operationsfähigkeit des Systems funktional integriert sein müssen, um Konflikte zwischen Systembedarfen und Werten zu bewältigen (vgl. ZK I: 17,11eE7 ff. in Bezug auf Parsons/Shils 1952). Angesichts der einschlägigen Parsonskenntnisse Luhmanns ist insofern sicherlich davon auszugehen, dass Luhmann die ideologischen Rationalisierungsleistungen, wie sie sich in Instruktionen und Reflexionen zeigen, in wesentlichen Zügen am Vorbild Parsons' entwickelt hat. Auffällig sind zumindest erhebliche Überschneidungen zur „cognitive legitimation of patterns of value-orientation“ (Parsons 1951: 350), die Parsons Ideologien zuschreibt und als Verbindung empirischer mit nicht-empirischen Elementen zur Rechtfertigung letzter Zwecke und Werte präzisiert. Ideologien rationalisieren demgemäß die Auswahl von und durch Werte, indem sie diese mit anderen Elementen des Aktionssystems integrieren, denn „cognitive legitimation of value-orientations is a matter of the integration of cognitive values with the other elements of the social system.“ (vgl. ebd.: 351 ff., zitiert 353). Insofern in diesem Zusammenhang schließlich auch die integrative Expressionsfunktion von Ideologien bei Parsons noch zum Tragen kommt (vgl. ebd.: 327 f., 349, 354 ff.), auf die sich Luhmann ebenfalls beruft, liegt der Gedanke nur nahe, dass sich Luhmann bei der Bestimmung ideologischer Reflexionsleistungen von Parsons hat inspirieren lassen.²¹

Summa summarum sind somit substanzielle Überschneidungen zwischen Luhmanns und Parsons Ideologiebegriffen festzustellen, die in Anbetracht vergleichbarer Literaturreferenzen und Luhmanns intensiver Auseinandersetzung mit Parsons' Schriften nicht sonderlich überraschen dürften. Ebenso wenig sollten dann jedoch die gleichfalls erheblichen Differenzen überraschen, die sich aus Luhmanns Entwicklung zu einem hochgradig eigenständigen Theoretiker ergeben haben. Deutlich werden diese insbesondere an der *Frage der funktionalen Austauschbarkeit* von Ideologien, mit denen die grundlegend andersartigen Ausrichtungen der strukturell-

21 Die finale Validierung dieser Behauptung soll exegetischen Detailuntersuchungen überlassen bleiben. Die definitorische Unterteilung in instrumental-pragmatische und expressive Funktionen übernimmt Luhmann laut seinem Zettelkasten jedenfalls von Himmelstrand und Apter (vgl. ZK II: 3411/9f(1)), verweist im Text *Positives Recht und Ideologie* dann jedoch ebenso auf Parsons (vgl. Luhmann 2005i: En. 14).

funktionalen Theorie Parsons' einerseits und der funktional-strukturellen Theorie Luhmanns andererseits adressiert sind. Beispielhaft manifestiert sich deren Unterschied, wenn Luhmann die bei Parsons formulierte Generalisierung einheitlicher Regeln durch Ideologien als eine „*problematische Leistung*“ für das Koordinationsproblem bezeichnet, „die selbst wiederum in verschiedener, funktional-äquivalenter Weise erbracht werden kann“ (ZK I: 3411/9d, Hrv. i.O.). Ideologien bieten demnach, vereinfacht gesagt, Problembearbeitungen an, für die es andere Möglichkeiten geben kann, sei es innerhalb des ideologischen Spektrums oder über Ideologien hinaus.

Luhmanns beiläufige Anmerkung verdeutlicht an dieser Stelle insofern exemplarisch, dass er anders als Parsons Ideologiestrukturen nicht als unhinterfragtes Faktum ansetzt, um Funktionsleistungen für den Bestand und die Leistungsfähigkeit von Handlungssystemen zu ermitteln, sondern Ideologien als eine strukturelle Bearbeitungsmöglichkeit für Systemprobleme neben anderen betrachtet, die zur Suche nach funktionalen Äquivalenten einlädt (vgl. entsprechend im Hinblick auf Recht und Ideologie Luhmann 2005i). Statt Ideologien funktional vorrangig auf das Stabilisierungsproblem von Systemstrukturen zuzuspitzen, vereint Luhmanns systemtheoretischer Ideologiebegriff in diesem Sinne verschiedene Funktionsgesichtspunkte wie Komplexitätsreduktion, Programmselektion, Reflexivität oder Integration in strukturvergleichender Absicht. Nicht auf die Wirkung der Ideologien für den Systembestand kommt es Luhmann kurzum an, sondern auf den darüber hinausgehenden Variationsspielraum sozialer Probleme und Problembearbeitungen und die in ihm ersichtlich werdende Eigenheit ideologischer Funktionsleistungen.

Das bei Parsons thematisierte Kontingenzproblem der Werte und Zwecke radikalisiert Luhmann so gesehen zu einer funktionalen Variabilität von Ideologien als Systemstrukturen überhaupt. Eine an Luhmann anschließende Ideologietheorie läuft deshalb methodisch auf funktionale Äquivalenzvergleiche unter Gesichtspunkten wie Instruktion und Reflexion in konkreten System- und Problemkontexten hinaus. Sie übersteigt in dieser Form eine primär epistemologische Ideologiekritik am verzerrenden „Neutralisierungseffekt“, die Luhmann bei Parsons in der Spannung zwischen Soziologie und den „cognitive distortions“ einer Ideologie wiedererkannte (ZK I_17,11eC11 mit Zitat Parsons SS: 358), und avanciert stattdessen zum Anlaufpunkt für eine Ideologiekritik, die auch großflächige Veränderungen von Ideologiestrukturen oder gar die umfängliche Ablehnung von Ideologien als Systemstrukturen nicht scheut – eine Perspektive, die bei Parsons aufgrund strukturkonservativer Theorieranlagen ungleich schwerer möglich scheint. Zwar hat die von mir hier weiterentwickelte Ideologiekritik mit dem Bewertungsschema der (Dys-)Funktionalität in gewisser Weise einen kleinen Rückschritt zum Funktionalismus à la Parsons' gewagt. Doch darf das nicht vergessen lassen, dass eine an Luhmann anschließende Ideologiekritik (Dys-)Funktionalitäten primär zur

Variation diverser Systemstrukturen unter vielfältigen Problemgesichtspunkten heranzieht, anstatt damit wie Parsons vor allem die Stabilisation bestehender Verhältnisse zu rechtfertigen.

4.2.5 Ideologiekritische Stellungnahmen

Die Auseinandersetzung mit Parsons' Theorie zeigt somit bereits exemplarisch, dass die gesamtheoretische Ausgangslage einer Ideologietheorie den Modus ihrer Ideologiekritik maßgeblich beeinflussen kann. Der Vergleich funktionaler Äquivalente bildet in diesem Sinne im Theoriegebäude Luhmanns ein Scharnier zwischen Theorie und Kritik, das die Analyse ideologischer Funktionalität zum Grundstein theoretischer Bestimmtheit und kritischer Bewertung erhebt. Die von mir darauf aufgebaute Fassung einer systemtheoretischen Ideologiekritik realisiert dann weitergehend in spezifischer Form das von Max Weber postulierte Anliegen, Werte mithilfe wissenschaftlicher Reflexion zu rationalisieren (vgl. Weber 1917: 53 f.; Weber 1919: 549 f.). Ihre kritischen Ansichten unterscheiden sich deshalb allerdings teils erheblich von etablierten Ideologiekritiken, wie sie bei Marx oder in der Kritischen Theorie zu finden sind und die vornehmlich Probleme wie Herrschaft, Ungerechtigkeit, Entfremdung oder Ausbeutung ins Visier nehmen. Wie bereits beschrieben, beginnt ihre Abhebung bereits grundlegend damit, dass sie Funktionalität nicht auf kritisch konnotierte Phänomene der genannten Art verengt, so als bestehe die Funktion von Ideologien vor allem darin, soziale Missstände zu ermöglichen, sondern sie auf Problembearbeitungen im Allgemeinen hin abstrahiert, ungeachtet ihrer beigelegten Bewertungen. Aus dieser Perspektive ist es der systemtheoretischen Ideologietheorie, wie in vorigen Kapiteln gezeigt, ebenso möglich, kritisch über Ideologien und ihre gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu urteilen. Statt den Ideologiebegriff bis zur Kritikunfähigkeit zu totalisieren, hat Luhmann das kritische Potenzial seiner Theorie jedoch aus dem Begriff in die Methodik der Analyse verlagert und im Zuge dessen eine originäre Form wissenschaftlicher Ideologiekritik auf den Weg gebracht, deren Anschlussfähigkeit im ideologiekritischen Milieu erst noch auszutoten ist.

Um sich das Profil und den Stellenwert dieser Kritik im Diskurs plastischer zu machen, bietet sich beispielhaft Jürgen Gerhards' kritische Auseinandersetzung mit Luhmanns Ideologietheorie an. Gerhards formuliert im gedanklichen Anschluss an Jürgen Habermas den gerade angedeuteten Verdacht, dass Luhmann den Ideologiebegriff mit der Abkehr vom ontologischen Wahrheitskriterium seines kritischen Potenzials „im traditionellen Sinne“ beraubt und stattdessen einer funktionalistischen „Ideologieplanung“ überlassen habe (vgl. Gerhards 1984: 67 ff., zitiert 67). Problematisch sei daran insbesondere, dass Luhmann die ideologische Entlastungsfunktion (Reduktion von Komplexität) mit anthropologischen und evolutionstheoretischen Gründen zu einer Notwendigkeit erhebe, ohne dabei die faktischen Möglichkeiten

einer partizipativen Bewältigung komplexer Entscheidungssituationen zu prüfen (vgl. ebd.: 69 f.). Luhmanns System- und Ideologietheorie beschränke sich stattdessen zu früh auf eine funktionalistische Perspektive, die „Fragen der Wahrheit, der Legitimität von Legalität und der Geltungsansprüche von Ideologien aus ihrem Gegenstandsbereich ausgrenzt“ (ebd.: 70) und sich damit in Missachtung wichtiger normativer Erwartungen moderner Gesellschaften letztlich selbst als Ideologie im schlechten Sinne erweise.

Gerhards' so umrissene Kritik mag in der Tat wichtige Reflexionsanstöße geben, die ich hier wiederholt aufgreifen werde. Grundsätzlich verfehlt sie jedoch die kritischen Möglichkeiten einer systemtheoretischen Ideologietheorie ebenso knapp wie deutlich. Richtig ist zwar, dass Luhmann die traditionelle Kritik falschen Bewusstseins durch eine funktionalistische „Ideologieplanung“ zu ersetzen suchte.²² Das aber bedeutet keineswegs, den Ideologiebegriff kritisch zu entleeren. Dagegen spricht zunächst, dass auch eine an Luhmann anschließende Ideologiekritik das ontologische Wahrheitskriterium aufgreifen kann, um faktisch unzutreffende ideologische Semantiken, etwa in Form euphemistischer Selbstdarstellungen und naturalistischer Essentialisierungen, zu korrigieren. Bedeutender noch ist allerdings die systemfunktionale Umformung der Kritik, die in Luhmanns Behauptung impliziert liegt, dass das ontologische Wahrheitskriterium für das Verstehen und die Kritik von Ideologien mindestens unzureichend ist und entsprechend durch einen funktionalen Wahrheitsbegriff abgelöst werden sollte.

Inwiefern diese These bei Luhmann gut begründet und konsequent durchgehalten ist, kann im gegebenen Rahmen nicht diskutiert werden, da hierfür ein tiefergehender Blick in die luhmannsche Wahrheitstheorie und ihre Genese vorausgesetzt wäre.²³ Für das methodologische Postulat einer funktionalistischen Umorientierung der Ideologiekritik sprechen jedoch zum einen der daraus gewonnene Fokus auf kritische Ideologievergleiche und zum anderen die oben dargestellten Einsichten in die systemfunktionale Bedeutung traditioneller Paradigmen der Kritik. Die Einsichten in die (Dys-)Funktionalitäten des falschen Bewusstseins, ideologischer Widersprüche und Herrschaftsverhältnisse sind aus systemtheoretischer Perspektive kurzum in die kritische Bewertung von Ideologien miteinzubeziehen, um der funktionalen Komplexität sozialer Systeme Rechnung zu tragen und Änderungen realitätsnah zu instruieren.

22 Das bei Gerhards despektierlich gemeinte Etikett der „Ideologieplanung“ kann sich wie gesagt berechtigterweise auf Luhmanns eigene Ideen berufen (siehe Fn. 15 in Abschnitt 3.1.3) – es erkennt aber die kritischen Potenziale dieser Planung, wie wir im folgenden Kapitel nochmals sehen werden.

23 Vgl. für Kritik an Begründung und Konsequenz der ontologischen Wahrheitsnegation z.B. Leisering 1979: 66 ff. und Gerhards 1984: 36 f.

Eine Kritik allein entlang ontologischer oder epistemologischer Wahrheitskriterien, die die sozialen Problembearbeitungsformen im Sein und Nicht-Sein ideologisch symbolisierter Werte, Zwecke, Normen und Beschreibungsformeln ausklammert, bliebe demgegenüber allzu beschränkt. Ontologisch-epistemologische Wahrheitskritiken sind deshalb zwar weiterhin ebenso denkbar wie ethische Wertreflexionen. Die systemfunktionale Ideologiekritik formuliert jedoch den Anspruch, einen soziologisch geschulten Blick für die soziale Einbettung von Ideologien zu entwickeln, um soziologisch naiv anmutende Urteile zu vermeiden, die sich auf die Sachdimension ihres Gegenstandes kaprizieren und gesellschaftskritischen Verbesserungsambitionen infolgedessen unbrauchbare Anregungen geben. Mit dieser methodologischen Generalkritik wiederholt die Systemtheorie auf ihre Weise die schon in Marx' materialistischem Zugang vollzogene Abstraktion der Beobachtungsform vom Objekt und radikalisiert sie in ihrem Theorierahmen weiter: Statt Ideologien ‚idealistisch‘ auf die Wahrheit und Geltung ihrer Werte und Zwecke hin zu befragen, gilt es aus systemtheoretischer Sicht vielmehr, über ihre (Dys-)Funktionen in sozialen Systemen aufzuklären.

Die Vorteile einer solchen Perspektive konzidiert auch Jürgen Gerhards: Die funktionalistische „Ideologieplanung“ erspart sich seiner Einschätzung nach erstens philosophische Wertediskussionen, deren versuchsweise Ableitungen von Werten in infinite Regresse führen, zweitens die zweifelhafte Geschichtsprophetie der materialistischen Ideologietheorie, drittens das nur folgenlose Konstatieren von kausalen Beziehungen zwischen Sein und Bewusstsein sowie viertens den Ausschluss des Ideologiebegriffs aus der wissenschaftlichen Analyse (vgl. ebd.: 69). Trotz dieser zutreffenden Argumente kritisiert Gerhards die systemtheoretische Ideologieauffassung dann jedoch in schon erwähnter Weise als theorietechnisch problematisch und kritisch unzureichend, da sie die Reduktionsfunktion von Ideologien nezessifiziere und zugleich keinen kritischen Maßstab vorzuweisen habe. Beide Einwände bezeugen meines Erachtens allerdings Missverständnisse des systemtheoretischen Ansatzes und eine fehlende Weitsicht für seine Entwicklungspotenziale.

Zum einen wird die besagte Notwendigkeit selektiver Reduktion, auf die Ideologiebildung historisch und funktional bezogen ist, in Luhmanns Systemtheorie zwar im Ansatz anthropologisch, letztlich aber soziologisch begründet.²⁴ Nicht die beschränkten Informationsverarbeitungskapazitäten menschlicher Wesen, sondern

24 Vgl. hierzu etwa aus Luhmanns Gesellschaftstheorie zur Mitte der 1970er Jahre: „Inzwischen sind Kapazitätsprobleme [bei der rationalen Verarbeitung von Komplexität] ganz anderen Typs sichtbar geworden, und diese sind am Bewußtsein und seinen Erkenntnisleitungen zwar exemplifizierbar, betreffen aber im Grunde jede Art System/Umwelt-Relation personaler und sozialer Systeme.“ (Luhmann 2017: 1094). Vgl. zum anthropologischen Bezug bei Luhmann auch Rehberg 2005: 300 f.; Schimank 2005: 267 ff.; Weber 2005: 26 ff.

die doppelte Kontingenz autonomer Operatoren und der komplexe Möglichkeitsraum diverser Operations- und Sinnbeziehungen bilden in diesem Sinne die universellen Problemstellungen sozialer Systembildung. Sie erzeugen einen Reduktionsdruck, der durch die Ausdifferenzierung eines Systems von seiner Umwelt und die Selektivität operativ verwendeten Sinns grundlegend aufgefangen wird und für den Ideologiestrukturen eine funktional spezifizierte Reduktionsform unter anderen darstellen. Sofern man Ideologien angesichts möglicher Äquivalente für Reduktionsleistungen dann überhaupt den Status einer funktionalen Notwendigkeit zusprechen möchte – Luhmann tut dies wie gesehen verschiedentlich selbst und bleibt damit innerhalb seiner eigenen Theorie durchaus angreifbar –, gilt es dementsprechend zumindest anzuerkennen, dass diese aus einer fehlenden kausalen Prädetermination der (sozialen) Welt herrührt, die zu bestreiten auch emanzipatorisch gesinnten Gesellschaftskritiken schwerfallen dürfte. Luhmanns Ideologeanalyse rekurriert so gesehen auf ein Problemniveau, das seinen Kritiker*innen nur selbst als Fundament ihrer Gesellschaftskritik dient, nimmt zu der hierbei in Frage stehenden Kontingenz jedoch eine andere, nämlich problematisierende Perspektive ein, statt sie mit Freiheits- und Gestaltungserwartungen kurzzuschließen.

Zutreffend ist in diesem Zusammenhang dann sicherlich Jürgen Gerhards' Vorwurf, dass Luhmann das Ausmaß der Entlastungsbedürftigkeit nicht allgemein bestimmt und die Möglichkeiten partizipativer Selektionsbewältigungen mit Reduktionsargumenten vorschnell abwiegelt (vgl. ebd.: 70). Ersteres dürfte angesichts zahlloser Operationskontexte jedoch schlicht unmöglich sein und ob der Grund für die bisweilen voreilige Skepsis Luhmanns gegenüber intensiveren demokratischen Entscheidungsprozeduren tatsächlich so grundsätzlich in den funktionalistischen Weichenstellungen seiner Systemtheorie begründet liegt, wie Gerhards meint, müsste erst noch ausgiebiger belegt werden. Der Blick auf die funktionalen Vor- und Nachteile verschiedener Entscheidungswege führt jedenfalls nicht zwangsläufig zu einer grundsätzlichen Ablehnung demokratischer Partizipationsansprüche, wie sich im Weiteren noch zeigen wird.

Entschieden zu widersprechen ist aber vor allem Gerhards' Behauptung einer Kritikunfähigkeit der systemtheoretischen Ideologietheorie und seine daran anschließende Revision ihres Ansatzes im Rückbezug auf Habermas' Theorie kommunikativen Handelns. Gerhards' (bzw. Habermas') These lautet in der Quintessenz, dass Luhmanns Ideologiebegriff mit dem Verlust des Wahrheitskriteriums nicht mehr zwischen gerechtfertigten und ungerechtfertigten Wertesystemen entscheiden könne, obwohl das Kriterium der Wahrheit im Sinne einer diskursiv hergestellten Übereinkunft evolutionär eine notwendige Akzeptanzbedingung für Wertesysteme in modernen Gesellschaften geworden sei (vgl. ebd.: insb. 76 ff., 79, 83 f.). In der Folge müsse zwischen Ideologie und Wahrheit weiterhin unterschieden werden, da Ideologien die Bedingungen des idealen Diskurses konterkarieren, indem sie strategische Motive verschleiern und somit nur scheinbar gerechtfertigte,

letztlich aber unwahre Wertesysteme stabilisieren (vgl. ebd.: 76 ff.). Die angebliche Wahrheitsunfähigkeit der Ideologien sei somit durch die notwendig gewordene Geltung eines diskursiven Wahrheitskriteriums widerlegt und Ideologiekritik als Enttarnung diskursiv ungerechtfertigter Werte erneuert (vgl. ebd.: 78 f.).

Inwieweit eine Diskurstheorie praktischer Wahrheit für die Kritik von Ideologien verwendet werden kann und sollte, sei hier nicht weiter diskutiert. Sie ist meines Erachtens als relevantes Paradigma zu erwägen, so wie zu überdenken wäre, ob Luhmanns Abkehr vom ontologischen Wahrheitsbegriff nicht tatsächlich an einem überholten Paradigma klassischer Ideologiekritik hängt. Dessen ungeachtet müsste jedoch auch eine diskurstheoretisch begründete Ideologiekritik aus systemtheoretischer Warte die Funktionsleistungen von Ideologien würdigen, statt diese nur als Widerspruch zu demokratischen Diskursidealen zu werten, sofern sie sich nicht allein als Antipode zum systemtheoretischen Ideologiebegriff aufstellen will. Genau diese Perspektive aber entgeht Gerhards wie Habermas konsequent, da beide die Möglichkeiten einer systemtheoretischen Ideologiekritik, die gerade in der Umstellung auf den funktionalen Wahrheitsbegriff liegen, ignorieren und sich ausschließlich der diskurstheoretischen Wahrheitsauffassung verpflichten. Ihr Hinweis auf die kritische Relevanz diskursiver Konsenswahrheit ist dabei schon deshalb keine Widerlegung der luhmannschen Wahrheitsskepsis, weil sie deren Referenzkonzept, den ontologischen Wahrheitsbegriff, nicht trifft. Gerhards und Habermas ersetzen den neuralgischen Begriff der Seins-Wahrheit schlicht durch das Ideal einer diskursiven Konsenswahrheit, widersprechen Luhmann also durch eine präsupponierte Umdefinition des eigentlichen Streitgegenstandes und nehmen insofern weder den luhmannschen Diskussionsstand noch seinen Vorschlag zur Fortführung der Diskussion wirklich ernst.

Exemplarisch zeigt sich dies in der definitorischen Gleichsetzung von Ideologien mit unwahren, weil diskursvermeidenden Wertesystemen und Rechtfertigungen. Habermas' Ideologiebegriff verleiht der bewährten Identifikation von Ideologien mit Unwahrheit zwar fraglos ein neues theoretisches Gewand. Sie lässt aber, wie der ontologische Wahrheitsbegriff, die kritischen Potenziale einer funktionalistischen Wahrheitsauffassung außer Acht und setzt sich stattdessen systemtheoretischen Einwänden gegen die behauptete Notwendigkeit und Angemessenheit diskursiver Wahrheitskriterien für die Analyse und Beurteilung von Ideologien aus. So stellt sich schon auf rein konzeptioneller Ebene die Frage, wie Ideologien überhaupt wahrheitsfähig sein könnten, wenn sie als diskursvermeidende Rechtfertigungen das diskurstheoretische Wahrheitskriterium per definitionem verfehlen. Eine Antwort müsste anderweitig gefunden werden. Verstärkt wird jedoch der Eindruck, dass Gerhards und Habermas der Systemtheorie ihren kritisch fixierten Ideologiebegriff letztlich nur überstülpen wollen, statt sich auf eine differenzierte Lesart ihres Gegenstandes einzulassen. Was von Ideologien zu halten ist, steht für sie immer schon fest – und wer es anders sieht, macht sich der Anklage gleich mitschuldig.

Eine differenzierte Lesart will demgegenüber die systemtheoretische Ideologiekritik ermöglichen, indem sie sich nicht auf eine begriffliche Vorverurteilung einlässt. Wahrheits- und Rechtfertigungsfragen sind für sie deshalb keineswegs obsolet, wohl aber systemfunktional umgedeutet. Statt Wahrheit und Legitimität ideologischer Werte und Normen an diskursive Aushandlungsprozesse zu knüpfen, die selbst Gerhards zufolge nur als normative Prämissen in Stellung gebracht werden können und insofern kontrafaktische Begründungslasten tragen (vgl. ebd.: 77), werden sie systemtheoretisch unter dem Gesichtspunkt ihrer (Dys-)Funktionalität erörtert. Ein solches Vorgehen tendiert auf der einen Seite zwar zu einem undemokratischen Paternalismus, da in der Kanzel systemtheoretischer Funktionsbetrachtungen wenig Raum für soziale Aushandlung zu sein scheint. Auf der anderen Seite aber weist der systemtheoretische Zugang an Punkten wie der integrativen Konsensstellung von Werten, der expressiven Legitimation in ideologischen Reflexionsprozessen und der Systemfunktion ideologischer Integrität deutlich darauf hin, dass auch der kritische Blick auf die soziale Funktionalität von Ideologien subjektive Akzeptanz als empirische Variable mitdenkt. Adaptive Opportunität impliziert immer auch die Berücksichtigung des Wollens der Subjekte, um Ideologien in sozialen Systemen funktionieren zu lassen. Die systemtheoretische Ideologiekritik beschreibt diese Akzeptanzaspekte allerdings in ihrer funktionsrelevanten Faktizität und nicht als theorieintern bejahte Ideale, wie es Habermas und Gerhards tun – und gerade aus diesem nicht-idealisierenden Bezug auf eventuelle Gegebenheiten kann sie eine Kritik formulieren, die in ideologischen Orientierungsleistungen nicht sogleich die Verfehlung eines Guten erblickt, das allen voran den Kritiker*innen wichtig ist, sondern Handhabungsversuche diverser Problemstellungen, die sich ebenso jenseits von Gut und Böse bewegen.

Die kontrafaktischen Idealisierungen, mit denen Habermas in seinen Diskurs- und Wahrheitsmaßstäben operiert, erweisen sich schließlich auch für Gerhards als Problem. In der Folge versucht er sie zunächst mit der von Habermas vertretenen These einer Verhinderung lebensweltlich eigentlich vorhandener Verständigungsansprüche durch kolonialisierende Systemmedien zu plausibilisieren, bevor er das diskursive Partizipationsideal abschließend mit Komplexitätstheoretischen Problemstellungen in Verbindung setzt (vgl. ebd.: 79 ff.). Details und Überzeugungskraft dieser Argumentation sind hier nicht entscheidend – auf ihre ideologiekritischen Einwände werden wir im nachfolgenden Kapitel ausführlicher eingehen. Für die Profilierung einer systemtheoretischen Ideologietheorie ist jedoch die bei Gerhards wie Habermas aufscheinende *Divergenz zwischen Luhmanns systemfunktionaler, stärker empirisch fundierter Theoriebildung auf der einen und Habermas' dezidiert normativem Erkenntnisinteresse auf der anderen Seite* bedeutsam. Sie manifestiert sich unter anderem in Luhmanns Desinteresse an ideologischen Unterdrückungsmechanismen und beinhaltet, dass die systemtheoretische Ideologiekritik mit

ihren Thesen zur sozialen Wertakzeptanz auf normative Postulate wie den idealen Diskurs verzichtet – ohne deshalb jedoch kritische Qualitäten aufzugeben.

Eindrücklich für diesen Gesamtzusammenhang wirken Luhmanns Erwiderungen auf Habermas' Kritikpunkte an seinem Ideologiebegriff. Ausgehend von seiner Evolutionstheorie, der zufolge „Evolution nicht einfach von der Freisetzung von Kommunikation durch Abbau herrschaftlicher oder innerpsychischer Repressionen zu erwarten“ sei (Luhmann 1971c: 376 f.), widerspricht er Habermas' Vorwurf, den eigentlichen Sinn des marxistisch geprägten Ideologiebegriffs zu verfehlen (vgl. ebd.: 377 Fn. 139). Vielmehr hält er ihn für ein überholtes „Relikt einer Phase des abendländischen Aufklärungsprozesses, in der man glauben konnte, Aufklärung allein durch Abbau von Institutionen betreiben zu können“ (ebd.: 377 Fn. 139). Wie bereits erwähnt sei Gegenaufklärung deshalb zwar nicht sein Anliegen, aber eine „heutigen Bewusstseinsformen adäquate Fassung“ von Aufklärung und Ideologie (vgl. ebd.: 377 Fn. 139).

Im Ton versöhnlicher und für das Anliegen einer systemtheoretischen Ideologiekritik nochmals instruktiver formuliert er die so angedeutete Stoßrichtung seiner Theorie im Nachgang zum gemeinsamen Diskussionsseminar in Frankfurt in einem Brief an Habermas (Luhmann, Brief an Habermas 26.05.1970). Habermas' Bemerkungen erscheinen ihm hier diskussionswürdig und die „Verschiedenartigkeit unserer Ausgangspunkte“ zu verdeutlichen, wobei er gut verstehe, „aus welchen historischen Gründen Sie [Habermas] den Ideologiebegriff mit der Vorstellung einer Einschränkung von Kommunikationsmöglichkeiten verbinden und ihn daran festmachen wollen“ (ebd.: 2). „[D]as Phänomen als solches“ wolle er dann auch keineswegs bestreiten (vgl. ebd.: 2). Jedoch sehe er „in einer Einschränkung von Kommunikationsmöglichkeiten ein allgemeines Erfordernis jeder Kommunikation, das nicht ausreicht, um das Spezifische einer ideologischen Orientierung zu klären; es reicht nicht aus, selbst wenn man hinzunimmt, daß Kommunikationssperren eine herrschaftsstabilisierende Funktion haben“ (ebd.: 2). Das Problem stellt sich für Luhmann folglich anders, sobald man bei der jeder Kommunikation innewohnenden Einschränkung von Kommunikationsmöglichkeiten, sprich der Reduktion von Komplexität, ansetze:

„Dann kommt es darauf an, die Beziehung von Wertung und Kommunikationssperren auf ihre Funktion im Gesellschaftssystem durchsichtig zu machen, um sie nach Maßgabe ihrer Funktion bei gesellschaftlichen Änderungen variierbar zu halten. Deshalb wollte ich mit dem Ideologiebegriff die Umwertbarkeit der Werte, oder, wenn Sie wollen, die Verschiebbarkeit der Kommunikationssperren bezeichnen.“ (Ebd.: 2)

Es ist genau dieser soziale Funktionsbezug, die darin enthaltene Würdigung der Reduktionsleistung und die daran anschließende Erörterung ideologischer

Variationsmöglichkeiten, die meine Ideologiekritik im Anschluss an Luhmann ausdrücklich ins Visier nimmt, um das ideologiekritische Aufklärungsprogramm systemtheoretisch zu reformulieren. Statt an Emanzipations- und Diskursidealen orientiert sie sich dabei an der Unterscheidung zwischen funktionalen und dysfunktionalen Ideologien und gestaltet sich somit normativ anspruchloser, weil flexibler. Sie verlangt der Gesellschaft zwar ein Problembewusstsein ab, jedoch keine Zustimmung zu demokratischen Diskursidealen, und fällt so letztlich sogar weniger paternalistisch aus, als es der erste Anschein suggerieren mag. Sicherlich ließe sich hinterfragen, ob die Systemtheorie der Gesellschaft nicht schlicht ihre Funktionsorientierung aufzwingen will. Wie ich in Kapitel 3.4 bereits argumentiert habe, entscheidet sich diese Frage jedoch an den Wirkungsambitionen im Gebrauch der Theorie und ihrer sozialen Rezeption, nicht an der Theorie selbst. Aus ihren eigenen theoretischen Ansprüchen heraus macht sich systemtheoretische Argumentation vielmehr als Gesprächsangebot transparent, das sich stets ins Verhältnis zu anderen sozialen Erwartungen setzt und mit Ablehnungen rechnet. Ihre Rolle im kritischen Milieu sollte so gesehen mehr als die einer kritischen Mitspielerin verstanden werden, die mit ‚sozialtechnologischen‘ Zuspätschieben bei der Realisierung normativer Anliegen behilflich sein kann, zugleich aber kritische Distanz zu diesen Anliegen wahrt und von ihnen Veränderungsbereitschaft fordert, da sie innerhalb ihrer eigenen ‚Funktionsideologie‘ problem-, nicht aber ideologieloyal agiert.

Die aufscheinenden Differenzen zu einer diskurstheoretischen Ideologiekritik, wie sie Habermas vorschwebt, sind also ebenso fundamental wie gravierend – die Auseinandersetzung mit Habermas deshalb allerdings nicht sinnlos, wie Gerhards’ Diskussion zeigt. Gerhards kommt fraglos das Verdienst zu, Brücken zu suchen, wo oberflächlich betrachtet keine vorhanden oder gar unmöglich scheinen. Diese Brücken mögen zumindest der Profilierung jeweiliger Theorien dienen, geben darüber hinaus aber ebenso Reflexionsanstöße, wie wir im Folgekapitel weiter sehen werden. Gerhards’ Erörterung darf in ihren berechtigten, aber auch verfehlten Einwänden deshalb als Musterbeispiel für eine konstruktive Auseinandersetzung zwischen systemtheoretischer Ideologietheorie und kritischen Ideologietheorien gelten, die in vielen Richtungen noch zu führen sind.

Zu diesen Richtungen sollten über das bisher Gesagte hinaus allen voran (post-)marxistische, poststrukturalistische, postmoderne sowie ältere und neuere Ansätze der Kritischen Theorie gehören, die das Feld der (akademischen) Ideologiekritik bislang dominieren. Die im Vorigen schon angedeuteten Parallelen und Differenzen zu Marx gälte es in diesem Sinne noch ausgiebiger zu diskutieren, wobei der Ideologiebegriff wiederum zu einer Art Kristallisationspunkt für den Vergleich beider Großtheorien avancieren könnte. Wie in der laufenden Erörterung ebenfalls schon angedeutet, lassen sich theoretisch fruchtbare Auseinandersetzungen des Weiteren von Rahel Jaeggi pragmatischen Reformulierungen kritischer Paradigmen erwarten (vgl. Jaeggi 2009; Jaeggi 2014; Jaeggi 2023). Jaeggi lässt dem

Ideologiebegriff zwar meist nur eine randständige Aufmerksamkeit zukommen und bleibt der dialektischen Sozialphilosophie eines Hegel und Marx verpflichtet. Mit ihrem Insistieren auf gelingenden Problemlösungen als kritischem Maßstab steht sie der systemfunktionalen Denkweise jedoch zugleich recht nahe und eröffnet dementsprechend weitergehende Dialogchancen.

Ähnliches wäre für die poststrukturalistischen und postmodernen Theorien von Michel Foucault, Ernesto Laclau, Chantal Mouffe oder Slavoj Žižek zu erörtern, die mit der Systemtheorie eine Skepsis gegen den marxistisch überlieferten, am ontologischen Wahrheitskriterium ausgerichteten Ideologiebegriff teilen und von denen insbesondere kommunikations- und machttheoretische Strukturaspekte zu erlernen wären²⁵ – vorausgesetzt natürlich, es gelingt den Ideologiebegriff gegen seine poststrukturalistische Marginalisierung durch den Diskursbegriff zu behaupten. Ohne das Rad der Ideengeschichte zurückdrehen zu wollen, gilt es in diesem Sinne zu prüfen, inwiefern ein systemtheoretisch gewendeter Ideologiebegriff samt der mit ihm verbundenen Gesellschaftstheorie sich für das poststrukturalistische Diskursparadigma als Gewinn herausstellen können, insofern sie es erlauben, Diskurse und Ideologien als soziale Phänomene in komplexen Kommunikationsstrukturen präziser zusammenzudenken.

Inhaltspunkte und Materialien für diese hier nur angeregten Diskussionen sind verschiedentlich bereits erarbeitet worden.²⁶ Sie gilt es mit ideologietheoretischem Fokus auszuwerten und voranzutreiben. In welche Richtung das theoretische Zwiegespräch dabei auch fortgeführt werden mag, Ziel muss es keinesfalls sein, die divergierenden Ansätze und Erkenntnisinteressen miteinander zu versöhnen. Wie meine Kontextualisierung gezeigt haben sollte, kann auch das Unvernehmen zwischen den verschiedenen Stimmen für Theoriebildungen und Analysen erkenntnisdienlich genutzt werden. In diesem Sinne verdanken wir insbesondere Jürgen Habermas wichtige Impulse für eine selbstkritische Reflexion der luhmannschen Systemtheorie, die gleich im Mittelpunkt stehen soll, um die hier eingenommene Perspektive unter nochmals verschärften Vorzeichen zu konturieren.

Versuchen wir jedoch zunächst eine vorläufig abschließende Gesamtschau der bisherigen Konturen, indem wir Luhmanns Ideologieverständnis im überlieferten

25 Der systemtheoretische Ansatz reiht sich dabei nicht nur in die Wahrheitskepsis anderer Theorien ein. Vielmehr verleiht er ihr mit seiner funktionalistischen Umdeutung des Wahrheitsbegriffs eine genuin eigene Fassung, die die Funktionalisierung von Ideologien gegenüber einer epistemisch-ontologischen Wahrheitskonfrontation in den Vordergrund stellt. Statt Wahrheit lediglich zu verabschieden, geht es ihr also um eine andere Wahrheit, wie ich in Abschnitt 3.1.3 herausgestellt habe. Inwiefern sich damit auch das Paternalismusproblem traditioneller Ideologiekritik verändert, müsste an anderer Stelle diskutiert werden.

26 Vgl. z.B. die verschiedenen Aufsätze und Referenzen der in Kapitel 3 einleitend genannten Literatur.

Problemhorizont des Begriffs verorten. Dahingehend ergeben sich aus der systemtheoretischen Ausrichtung erhebliche Konsequenzen. Oberflächlich betrachtet identifiziert Luhmann für Ideologien Bezugsprobleme, die grob mit dem tradierten Problemhorizont des Begriffs kongruieren. Darunter fallen allen voran die Orientierung von Handeln und Erleben durch die strukturierte Verbindung von Ideen, Wissen, Werten, Zielen, Normen, Interessen, Emotionen und dergleichen mehr, die damit verbundene Rechtfertigung und Stabilisation sozialer Praktiken und Strukturen sowie die Koordination und Integration von Subjekten und Systemen in gemeinsamen Handlungsbezügen, um nur zentrale Aspekte zu nennen. Zugleich verleiht er diesen Leistungen jedoch mit dem Bezug auf die Kontingenz und Komplexität sozialer Interaktion und orientierungsgebender Werte, Normen und Zwecken eine originäre Fassung, in der Ideologien grundlegend als reduktive Selektionsmechanismen ersichtlich werden. Vor Augen geführt wird damit eine umfassende Vergleichbarkeit von Ideologien und Ideologemen untereinander wie im Verhältnis zu anderen, nicht-ideologischen Sozialstrukturen, die den sozialtheoretischen Mehrwert einer systemtheoretischen Ideologietheorie auszeichnen.

Mit der selektiven Komplexitätsreduktion ist allerdings über eine basale Trivialität hinaus noch wenig Spezifisches über Ideologien gesagt. Entsprechend gilt es zu bedenken, dass auch Luhmann seinen Ideologiebegriff werkgeschichtlich nicht aus dieser sehr abstrakten Problemsperspektive heraus entwickelt. Sein Ausgangspunkt sind stattdessen Probleme staatspolitischer, schließlich praktischer Rechtfertigung und organisatorischer Willensvereinheitlichung im Zusammenhang mit entscheidungstheoretischen Problemstellungen, aus denen er immer weiter- und tiefergehende Einsichten erarbeitet. Deren eigentlich aussagekräftige Erkenntnisse ruhen dann meines Erachtens zwar auf den reduktiven Selektionsleistungen von Ideologien auf, entfalten sich aber erst in den spezifischen Selektionsweisen, die Ideologien im Kontext konkreterer Problemkonstellationen annehmen. So fundamental und konstant sich die Verarbeitung von Kontingenz und Komplexität deshalb auch ausnehmen mag, darf sie nicht als der ausschlaggebende Problemstoff des systemtheoretischen Ideologiebegriffs erachtet werden. Verfehlt wäre so nämlich der eigentliche Innovationsgehalt des systemtheoretischen Kapitels in der ideologischen Problemgeschichte: die Neubetrachtung bekannter Problemstellungen durch ein noch nicht auserzähltes Funktionsverständnis in einem breit gefächerten Kosmos diverser Bezugssysteme. Genau dieses Verständnis mit dem Bezugskosmos in Tateinheit zu vermitteln, ist ein herausragendes Angebot des luhmannschen Gesamtwerks.

In einem entsprechenden Sinne ist denn auch die kritische Interpretation dieser Ideologieauffassung zu lesen. Traditionelle Funktionszuweisungen wie die Verschleierung von Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnissen sind im systemtheoretischen Zugang mit seinem Fokus auf vergleichsrelevante (Dys-)Funktionen offenkundig zunächst marginalisiert. Sie sind als ideologiebezogene Systemproble-

me weiterhin beachtenswert, definieren jedoch nicht den Begriff als solchen. Hierin liegt gleichwohl eine Stärke wie ein Nachteil des luhmannschen Ideologiekonzepts. Auf der einen Seite bewahrt es mit seinem abstrakteren Funktionsverständnis vor einer kritischen Verengung des Begriffs und gibt umfassendere Analyse- und Vergleichsperspektiven zur Hand, von denen eine soziologisch profunde Ideologiekritik profitieren kann. Auf der anderen aber droht es aus demselben Grund neuralgische Funktionsaspekte in blinde Flecken zu verwandeln. Ich habe dieser Gefahr mit der Entwicklung einer systemtheoretischen Ideologiekritik, die etablierte Topoi wieder aufgreift, bereits entgegenzuwirken versucht und im Zuge dessen darauf hingewiesen, dass zwischen ideologischen Reduktionsleistungen und kritischen Aspekten wie Verschleierung und Herrschaftsstabilisation nicht allein negativ zu bewertende Zusammenhänge bestehen. Diese Zusammenhänge weiter aufzuklären, müsste nun Aufgabe fortgesetzter Studien sein, nicht zuletzt, um ideologiekritische Vorwürfe in Richtung der systemtheoretischen Ideologietheorie abzuwenden. Um welche Vorwürfe es sich dabei aber eigentlich genauer handelt und wie eine systemtheoretische Ideologietheorie ihnen schon jetzt begegnen kann, soll das folgende Kapitel erörtern.

4.3 Zur Ideologie der systemtheoretischen Ideologietheorie

Luhmanns Gesamtwerk zeichnet sich bekanntlich durch ein ausgeprägtes Gespür für die Konstruktionen wissenschaftlicher Theorien und die theoretische Konstruktion wissenschaftlicher Weltwahrnehmungen aus. Wie im vorigen Kapitel gesehen, erweist sich dahingehend insbesondere der Ideologiebegriff mit seinem Hinweis auf die präferenziell geleitete Selektivität von Beobachtungsweisen als wichtiger Wegbereiter. Im Rahmen einer systemtheoretischen Ideologietheorie erscheint es mir deshalb nur angebracht, nach der ideologischen Konstruktion der hier vorliegenden Theorie selbst zu fragen und sie so ideologietheoretisch zu dekonstruieren. Zur Disposition steht in diesem Sinne ihre Orientierungsfunktion, die sich sachlich in den manifesten wie latenten Präferenzen der theoretischen Semantik und deren Selektionswirkungen auf Erleben und Handeln verwirklicht und die sie zu einem Bestandteil der gesellschaftlichen Ideologiestruktur macht. Da in dieser Selektivität bekanntlich stets Verschleierungen, Verzerrungen und blinde Flecken mitbegründet liegen können, tendiert eine solche ideologische Selbstbeobachtung leicht zu Kontroversen. Sie setzt die Theorie einer Bewertung aus, die im skeptischen Blick auf selektive Präferenzen und den daraus folgenden Ausrichtungen der theoretischen Weltanschauung in besonderem Maße nicht nur für epistemologische, sondern auch moralische, politische und anderweitig ideologisch fundierte Kritiken empfänglich ist. Die nachfolgende Ideologiekritik wird deshalb bewusst die normativen Weichenstellungen der eigenen Theorie problematisieren, um deren Orientierungsleistungen gegen Ablehnung und eigene Leerstellen zu feilen. Den Anfang hierzu macht eine kurze Bestandsaufnahme der fraglichen Ideologie, um zunächst genauer zu verstehen, was eigentlich zur Disposition gestellt wird.

4.3.1 Systemfunktionalismus als Ideologie

Als Kernelemente einer systemtheoretischen Ideologie luhmannscher Prägung stehen auf den ersten Blick der Systembegriff und die funktionalistische Analyse hervor.²⁷ Sie prägen in ihrer Verbindung das Forschungsprogramm und Weltbild des

27 Nicht eigens diskutiert wird damit Luhmanns persönliche Weltanschauung, die von seiner wissenschaftlichen Theorie zwar sicher nicht zu trennen, aber auch nicht damit gleichzusetzen ist. Sie müsste an anderer Stelle erst genauer rekonstruiert werden (vgl. dazu neben den persönlichen Interviews mit Luhmann Ansätze bei Rehberg 2005; Schimank 2005; Weißmann 2020: 172 f.). An dieser Stelle interessiert nur die wissenschaftliche Seite dieser Medaille, um der Vermutung Luhmanns nachzugehen, dass die Systemtheorie die Einsicht in die eigene Blindheit zwar nicht zu eliminieren, aber auszuhalten vermag (vgl. dazu Luhmann 2005h: 225). Seine Gesellschaftstheorie wird dabei ebenfalls nur peripher berührt. Ihr ideologischer Gehalt müsste wiederum in einer eigenen Untersuchung reflektiert werden.

luhmannschen *Systemfunktionalismus* und manifestieren sich expressis verbis in bekannten Semantiken wie „funktionale Äquivalenz“ oder „funktionale Differenzierung“. Axiologisch betrachtet statuieren sie einen theorieimmanenten Vorzug für *Systemfunktionalität als Leitwert* der (kritischen) Beobachtung sozialer Phänomene. Er verschafft dem Erleben und Handeln eine relativ eindeutige Orientierung, insofern die soziale Welt sich nun vorzugsweise als problemgeleiteter Zusammenhang diverser Operations- und Strukturelemente darstellt, die als Systeme von Umwelten unterschieden und unter Problemgesichtspunkten verglichen werden können, um so unter Umständen, „aus einer dichterem Beschreibung der Phänomene Einsichten [zu] gewinnen, die man dann zur Verbesserung der Verhältnisse umsetzt“, wie Luhmann selbst über das „Weltbild“ seiner Theorie sagt (vgl. Luhmann 1987c: 121 f., zitiert 122).

Exemplarisch spiegelt sich dieses Weltbild im Phänomenbereich der Ideologien, wie die vorangehenden Kapitel gezeigt haben. Auch diese werden in ihren Systemfunktionen analysiert und entlang systemfunktionaler Gesichtspunkte verglichen und beurteilt, wobei insbesondere die Maßstäbe der funktionalen Kohärenz und des Opportunismus die methodisch-programmatische Präferenzorientierung der Theorie nochmals verdeutlichen. Die systemtheoretische Ideologietheorie stellt damit nicht nur ein Forschungsergebnis des Systemfunktionalismus dar, sondern entspricht auch einer Spezifikation seiner Ideologie, denn in ihr wird nicht allein eine Analyse vorgelegt, sondern darüber hinaus die Beachtung systembezogener Problem(lösungs)gehalte als Orientierungswert für Analyse, Kritik, Erleben und Handeln im Bereich des Ideologischen selbst bevorzugt.

4.3.2 Unter Verdacht: Habermas' Kritik

Wir können uns mit diesem konzisen Umriss begnügen, um die kritikwürdigen Schlagseiten der Theorie bereits zu antizipieren. Die theoretisch bevorzugte Funktionalitätsperspektive setzt sich nämlich leicht dem Verdacht aus, der Stabilisation von Systemstrukturen ohne Ansehen ihrer moralischen Qualitäten und in Verkennung ihrer radikalen Änderungsmöglichkeiten zuzuarbeiten. Demnach ignoriere beispielsweise die Beschreibung komplexitätsreduzierender und legitimierender Funktionen sozialer Ideologien moralisch problematische Aspekte der jeweiligen Sozialordnungen, namentlich etwa Herrschaftsverhältnisse oder die Verfehlung normativ anspruchsvoller Vernunftstandards. Von diesen habe sich die Systemtheorie Luhmann zufolge aufgrund ihrer Unbrauchbarkeit für die Beschreibung moderner Gesellschaften emanzipiert (vgl. Luhmann 1971c: 401 f.) – und gerade deshalb umso mehr dem Verdacht ausgesetzt, zu einem zynischen Strukturkonservatismus zu neigen, der auf die Perfektionierung der (kapitalistischen) Gegenwartsgesellschaft zulaufe, während er die Faktizität und Bedeutung von Unfreiheit, Ausbeutung, Ungerechtigkeit und gesellschaftlicher Irrationalität

verschleiert. In der Summe mutiere seine Systemtheorie daher zu einer Ideologie im traditionell schlechten Sinne: Sie täuscht die Gesellschaft über ihre tatsächlichen Missstände, Erwartungen und Potenziale. Ihr öffentlich den Prozess zu machen, erscheint deshalb mancher Rezipient*in mehr als angebracht.

Ideologiekritische Anklagen dieses Tenors sind zahlreich formuliert worden (vgl. neben den im Folgenden referenzierten Habermas und Gerhards z.B. die dazugehörigen Supplemente zur Diskussion in Eder et al. 1973; Narr et al. 1974; Giegel 1975 sowie darüber hinaus Tjaden 1971; Grimm 1974; Marwedel 1976: 250 ff.; die Beiträge in Ronge/Weihe 1976; Rehberg 2005; Lehmann 2017; Scheer 2020: 70). Sie artikulieren mit unterschiedlichen Schlaglichtern und Erweiterungen die oben genannten Verdachtsmomente gegen Luhmanns Systemtheorie und setzen sie so einer (ideologie)kritischen Beurteilung aus. Dem Variationsreichtum der Kritiken wird die folgende Erörterung mit ihrem Fokus zwar kaum gerecht werden²⁸; entgegen einer konsequent theorieimmanenten Selbstreflexion, der zufolge die (Dys-)Funktionalität der Funktionalitätsperspektive zu untersuchen wäre, bemüht sie sich jedoch um eine erheblich diskursorientiertere Auseinandersetzung, um die eigenen Konturen zu schärfen. Das Hauptaugenmerk wird dabei auf Jürgen Habermas' Kritik liegen, die sicherlich als prominenteste Auseinandersetzung mit Luhmanns Theorie gelten darf. Habermas formuliert seine Einwände unter anderem in direkter Konfrontation mit Luhmanns Ideologiebegriff und ist für die kritische Reflexion der systemtheoretischen Ideologietheorie insofern einschlägig. Sie sei deshalb hier ausführlicher behandelt.

Seine zentralen Einwände gegen Luhmanns Analyse formuliert Habermas in dem schon mehrfach erwähnten Diskussionsband *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* (Habermas/Luhmann 1971). Hier moniert er, dass Luhmanns funktionalistische Umdeutung des Ideologiebegriffs die kritisch-diskursive Erörterung von Wertgeltungsfragen unterbindet und Werte nur mehr als faktisch hingenommene Randbedingungen zweckrationalen Handelns erachtet (vgl. Habermas 1971: 247 ff.). Die Möglichkeiten eines verständigungsorientierten Handelns, in dem Wertgeltungen von konsensueller Zustimmung abhängig sind, würden in der systemtheoretischen Ideologielehre deshalb durch ein strategisches Handeln ersetzt werden, das Wertgeltungen lediglich auf subjektive Interessenbefriedigungen zurückführt (vgl. ebd.: 251 ff.). Aufgrund einer solch funktionalistischen Irrationalisierung der Werte verkenne Luhmann die Rechtfertigungsansprüche und -bedürfnisse von Handlungsnormen und Herrschaftsverhältnissen in modernen Gesellschaften, denn diese seien in letzter Instanz stets auf

28 Die oben referenzierte Literatur bildet beispielsweise nur eine sozusagen ‚alteuropäische‘ Phalanx der Kritik ab. Darüber hinaus wären Kritiken aus dem postkolonialen Spektrum zu bedenken, die westliche Selbstzentrierung in Begriffen wie ‚moderne Gesellschaft‘ oder ‚Funktion‘ hervorheben.

die Möglichkeit intersubjektiver Übereinkunft gerichtet (vgl. ebd.: 257). Sein systemtheoretisch fundierter Ideologiebegriff sehe von daher nicht, dass Ideologien gerade durch die Einschränkung willensbildender Kommunikation aufrechterhalten werden und damit lediglich den objektiven Schein einer Normenrechtfertigung suggerieren (vgl. ebd.: 258 ff.).

In der Folge besteht für Habermas der berechtigte Verdacht, dass Luhmanns Systemtheorie im Ganzen selbst die Funktion eines herrschaftslegitimierenden Weltbildes übernimmt (vgl. ebd.: 259). Sie beschränke die Legitimation politischer Macht mithilfe komplexitätstheoretischer Argumente auf motiv- und damit diskursbefreite Verfahrenstechniken (und zwar normativ, nicht nur deskriptiv), ohne zu beweisen, dass Handlungsprogramme auch dann faktische Geltung erlangen oder behalten könnten, wenn sie den Anspruch auf eine diskursive Begründung gar nicht einzulösen vermögen (vgl. ebd.: 259 ff.). Dieser kontrafaktisch gehegte Anspruch aber sei nach Habermas faktisch unhintergebar, denn „das ‚letzte‘ Motiv für die Annahme von Entscheidungen, und das heißt für die legitime Geltung von Handlungsnormen bleibt die Überzeugung, daß die Legitimation gewaltlos zustande kommt, eben auf Überzeugung beruht. Das ‚letzte‘ Motiv ist stets die Überzeugung, daß ich mich im Zweifelsfall diskursiv überzeugen lassen kann.“ (Ebd.: 264). Luhmanns Systemtheorie fungiere im Kontrast dazu als neuartige Ideologie technokratischer Herrschaftslegitimation, die der laufenden Entpolitisierung der Öffentlichkeit und der Unterdrückung gesellschaftlicher Demokratisierungsprozesse weiter Vorschub leiste, weil sie praktische Fragen zur bedürfnisorientierten Gesellschaftsgestaltung blockiere und die Einschränkung praktisch folgenreicher Kommunikation rechtfertige (vgl. ebd.: 264 ff.). Zusammengefasst exemplifiziert Luhmanns Ideologiebegriff aus Habermas' Sicht somit die ideologische Funktion der Systemtheorie und bereitet sie gleichsam vor, indem das demokratisch-emanzipatorische Verständigungsideal in der funktionalen Ideologiekritik mit Komplexitätsargumenten negiert und stattdessen einer entpolitisierenden Form zweckrationaler Interessenverfolgung das Wort geredet wird.

Jürgen Gerhards hat diesen Vorwurf unter Berücksichtigung der von Habermas einige Jahre später veröffentlichten *Theorie kommunikativen Handelns* (Habermas 1995) nochmals weiter zugespitzt. Demnach spiegele die luhmannsche Ideologiekritik auf theoretischer Ebene die Unterdrückung diskursiver Rechtfertigungserwartungen, weil sie der durch Ideologien begünstigten „Kolonialisierung“ lebensweltlicher Verständigung durch systemintegrative Kommunikationsmedien wie Macht und Geld im Hinweis auf das zu bändigende Komplexitätsniveau funktional differenzierter Gesellschaften einen „normativen Segen“ erteile (vgl. Gerhards 1984: 91 f., zitiert 92). Aus systemtheoretischer Perspektive würden Ideologien demnach nur als Lösung für das Steuerungsproblem sozialer Kontingenz erachtet und so die Chance auf eine partizipative Selbstermächtigung der Menschen gegenüber einer „total verwalteten Welt“, die in eben dieser Kontingenz

liegt, missachtet (vgl. ebd.: 93). In der Folge sehe man aus Luhmanns Perspektive entsprechend weder die evolutionären Ursachen noch die moralisch gewichtigen „Pathologien“, „Folgeprobleme“ und „sozialen Kosten“ der modernen Systemintegration für die demokratisch ambitionierte Sozialintegration der Lebenswelt (vgl. ebd.: 80, 82, 90, 92).

Habermas wie Gerhards artikulieren somit in elaborierter Form den von mir oben skizzierten Verdacht, dass der luhmannsche Systemfunktionalismus und die daraus hervorgehende Ideologietheorie ein falsches Bewusstsein über die demokratischen Freiheitsansprüche und -möglichkeiten der modernen Gesellschaft erzeugen und so dem falschen Status Quo der Gesellschaft zuarbeiten. Ihre Argumentationen können selbstverständlich an diversen Stellen bezweifelt werden, wie ich im vorigen Kapitel bereits angedeutet habe. Zu hinterfragen sind beispielsweise einige Unterstellungen in Richtung Luhmanns Theorie, aber auch eigene Thesen, so etwa hinsichtlich der Bedingungen empirischer Wertgeltung und in Bezug auf die Plausibilität einer faktisch unhintergehbaren Rechtfertigungserwartung, die angeblich dem Ideal eines herrschaftsfreien Diskurses zuneigt.

Zweifel an der geäußerten Kritik sollen hier jedoch nicht die Auseinandersetzung mit ihren Vorwürfen unterbinden. Stattdessen will ich im Folgenden eine Erwiderung versuchen. Diese widmet sich weniger einer Widerlegung der vorgebrachten Argumentation als vielmehr den berechtigten Fragen, die ihr zu entnehmen sind. Zu klären gilt es demzufolge, inwiefern Theorie und Ideologie des Systemfunktionalismus sich am Beispiel des Ideologiebegriffs *strukturkonservativ*, *herrschaftskonform* und *entpolitisierend* auswirken, weil sie beispielsweise der Unterdrückung praktischer Gestaltungsfragen und diskursiver Verständigungsansprüche das Wort reden; inwiefern problemorientiertes Denken eine *zynische* und beinahe *fatalistische* Weltanschauung propagiert, die in ihrem Plädoyer für die Bewältigung vermeintlicher Funktionsimperative jeglichen Anspruch auf Selbstbestimmung und moralische Werte als unangemessene Illusion diskreditiert; und inwieweit sich die Systemtheorie so gesehen als Ideologie im schlechten Sinne entpuppt, die *im Glauben an eine funktionale Verbesserungsfähigkeit der Gesellschaft deren moralische Fortschrittsaussicht konterkariert*. Liegt die Tragik des systemtheoretischen Ansatzes, so ließe sich auch fragen, also tatsächlich in einem vermeintlichen Missverständnis der eigenen Ideale wie im Falle des Liberalismus und Marxismus? Gehen wir den Fragen schrittweise nach.

4.3.3 Strukturkonservativ?

Dass Luhmanns Theorie prinzipiell zur *Bewahrung gegebener Sozialstrukturen* neigt, lässt sich auf einen schnellen Blick größtenteils verneinen. Zwar gesteht Luhmann ein konservativ-ideologisches Potenzial seiner Theorie ein, wenn er etwa darauf hinweist, dass die funktionale Analyse „unmögliche Alternativen“ konstruieren könnte,

die zur Legitimation des Bestehenden nutzbar sind (vgl. Luhmann 1984: 87), oder dass in der Argumentation mit Komplexitätsproblemen eine dringend kontrollbedürftige Gefahr für die Entwicklung konservativer Haltungen liegt (vgl. Luhmann 1971c: 404; Luhmann 1992d: 19 ff.). Systematisch geben jedoch weder sein Strukturbegriff noch seine funktionale Methode diesen Befürchtungen günstige Anhaltspunkte, eher im Gegenteil.

Grundsätzlich sind System- und Strukturbegriff Luhmann zufolge auseinanderzuhalten, mit der empirisch augenfälligen Konsequenz, dass die Stabilisation (bzw. genauer: die autopoietische Reproduktion) eines sozialen Systems stetige Strukturanpassungen an neue Problemlagen und Umweltanforderungen bedingt (vgl. etwa Luhmann 1984: 507 im Hinblick auf die funktionale Rolle des Widerspruchs, siehe dazu auch Abschnitt 3.2.3). Die bloße Feststellung von systemerhaltenden oder problemlösenden Funktionen, die sich laut Luhmann für „nahezu alles, was ist“ angeben lassen, rechtfertigt in diesem Zusammenhang noch nicht das Bestehende, sondern verlangt von Änderungsabsichten lediglich, funktionale Äquivalente für die Leistungen des Bestehenden zu finden (vgl. Luhmann 1992d: 22). Änderungen mögen dementsprechend mühsam sein, sind aber möglich und angebracht, solange sie, aus systemtheoretischer Perspektive gesehen, einen Austausch bestehender Leistungen erbringen (vgl. ebd.: 22).

Luhmanns funktional-struktureller Systemtheorie ist es vor diesem Hintergrund dann gerade zu eigen, die problemgeleitete Strukturvarianz methodisch hervorzuheben, indem sie funktional äquivalente Möglichkeiten in den Blick nimmt. Systemtheoretisches Denken ist in seinem Sinne stets ein Denken in Alternativen – das gilt im Speziellen auch für vermeintlich konservierende (aber ohnehin viel zu abstrakte) Problemgesichtspunkte wie die Reduktion von Komplexität. Für sie können sich in einer gegebenen Systemkonstellation zahlreiche Strukturäquivalente ergeben, sodass Reduktionsbedarfe allein noch nicht zur Bewahrung eines Status Quo verpflichten. Zwar mag ein sozialer Status Quo im Sinne einer komplexitäts- und angstreduzierenden Sicherheitsformel ein funktionales Argument für sich haben. Gerade aufgrund dieser Funktion eröffnet er Luhmann zufolge jedoch ebenso den Raum für Kritik, und zwar im Hinblick auf einen Mangel an Systemkomplexität, der Veränderungen empfiehlt (vgl. ebd.: 26 ff.).²⁹

29 Luhmann bescheinigt der dabei vorgebrachten Kritik sogar eine prinzipielle Intention, die über den funktionalen Vergleich von Problembearbeitungen hinausreicht und stattdessen eine in der 68er-Student*innenrevolte aufscheinende Unzufriedenheit mit den unzureichenden Möglichkeitsspielräumen der Gesellschaft adressiert (vgl. Luhmann 1992d: 27, Luhmanns Text argumentiert im Hinblick auf besagte Revolte). Wie meine Überlegungen zur Hyperreduktivität ideologischer Hegemonien zeigen, lässt sich für diese Unzufriedenheit durchaus der von Luhmann verschmähte Herrschaftsbegriff in Stellung bringen, wenn man ihn eben nicht auf interpersonale oder intersystemische Autoritäts- und Dominanzbeziehun-

Der Komplexitätsgesichtspunkt für sich erlaubt somit nach meiner Deutung noch keine eindeutige Präferenzbildung für Bewahrung oder Veränderung der Gesellschaft. Er verlangt aus funktionalen Gründen Einschränkungen, so wie er aus gleichen Gründen Steigerungen nahelegen kann, ohne dass er in eine dieser beiden Richtungen festlegt, wie die zukünftige Gesellschaft auszusehen hätte. Komplexitätsreduktion bietet insofern prinzipiell Argumente für Bewahrung wie Veränderung gleichermaßen, wobei für beide Fälle wahrscheinlich gilt, was Luhmann für Problemgesichtspunkte generell konstatiert: dass die Gesellschaft angesichts der durch sie sichtbar werdenden Veränderungsmöglichkeiten letztlich enorm viel ändern müsste, um etwas zu bewahren (vgl. Luhmann 2000: 36). Ob Luhmann vor diesem Hintergrund trotzdem noch als „ein großer Autor der Stabilisierung (durch Veränderung)“ (Rehberg 2005: 304) gelesen werden kann, sei anderweitig ausdiskutiert. Von einer bevorzugten Verneinung gesellschaftlicher Wandlungsmöglichkeiten in seiner Theorie kann jedenfalls kaum die Rede sein.

Das verdeutlicht in theoretisch-methodischer wie sachlicher Hinsicht nicht zuletzt sein Ideologiebegriff, wie folgende Passage beispielhaft verdeutlicht:

„Mit Hilfe reflexiver Mechanismen scheint das gegen die strukturell-funktionale Theorie immer wieder eingewandte Problem der Strukturänderung praktisch lösbar zu werden – zumindest in sehr komplexen Systemen, die solche Mechanismen einrichten und funktionsfähig erhalten können. Für die Funktion von Strukturen ist nämlich Ewigkeitsgeltung oder ontisch fixierte Invarianz nicht erforderlich; es genügt, daß sie beim Vollzug des Erlebens und Handelns, das sie strukturieren, nicht in Frage gestellt werden. Das schließt nicht aus, daß sie in anderen Zusammenhängen geändert werden – durch Entscheidung über Entscheidungsprämissen, durch Übermächtigung von Machthabern, durch *Umwertung von Werten* usw.“ (Luhmann 2005n: 160, Hrv. K.K.)

Ideologischer Kommunikation wohnt aus systemtheoretischer Sicht demnach offenkundig eine strukturtransformative Kraft inne, die ihrer sozialen Funktion entspringt, Wertstrukturen zu evaluieren und gegebenenfalls zu ändern. Ideologien sind, um es noch einmal hervorzuheben, trotz aller Reduktionsleistungen auch immer Symbole struktureller Kontingenz. Daran ändert auch das Komplexitätsargument wenig, denn:

„Unter den angegebenen Bedingungen hoher gesellschaftlicher Komplexität wird opportunistisch fluktuierende Wertverwicklung [also funktionierende ideologische Reflexivität] möglich und notwendig. Tradition und Traditionalismus haben

gen reduziert: Die Revolte richtete sich eben gegen die *möglichkeitsverdrängende* Übermacht alter Strukturen in Universitäten, Politik, Erziehung oder Liebe.

als Symbol und als Wert dann ausgedient. Die Notwendigkeit aber bleibt, bei allem, was man tut, mit dem Bestehenden Geschichte zu übernehmen. Die Frage ist nur, wie diese Notwendigkeit jetzt angemessen begriffen werden kann.“ (Luhmann 1992d: 19)

Statt Strukturserhalt steht aus systemtheoretischer Perspektive also vor allem die Verbindung zweier Notwendigkeiten zur Disposition: der Veränderung von Werten und der Anknüpfung an Bestehendes. Die im Vorigen entwickelte systemfunktionale Ideologiekritik bietet sich dahingehend als Antwort an. Sie birgt mit ihrer kontextsensitiven Bewertung verschiedener Wert- und Ideologieäquivalente in Relation zu gegebenen Systemrationalitäten das Potenzial für geschichtsbewusste Strukturänderungen und kann so zugleich die ideologische Transformationsleistung mithilfe wissenschaftlicher Reflexion steigern. Der systemtheoretische Zugriff auf Ideologien gestaltet sich so gesehen hochgradig transformationsoffen und tendenziell antidogmatisch.

Habermas und Gerhards haben diese Progressionspotenziale jedoch als konservative „Ideologieplanung“ vorschnell abgetan und ignoriert. Womöglich lässt sich zu ihren Gunsten noch ein Argument gewinnen, wenn man statt der bloßen Negation das Ausmaß des Wandels in Betracht zieht, das der Systemfunktionalismus anzuraten vermag. Dahingehend ist zu vermuten, dass Luhmanns systemfunktionale Theorie im Ganzen sicher nicht für radikale, extreme oder revolutionäre Umstürzhoffnungen taugt. Methodologische Prinzipien wie Systemreverenz, Anschlussrationalität, Problemloyalität, funktionale Opportunität und Kohärenz, die André Kieserling, Martin Weißmann und ich im Anschluss an Luhmann für den Typus der systemtheoretischen Kritik ins Feld führen (siehe Abschnitt 3.1.4), signalisieren demgegenüber deutlich den Drang, bei jeder Problematisierung und Änderungsaussicht an gegebene Strukturen und erreichte Problem(bearbeitungs)niveaus anzuknüpfen. Ihr „Lob der Wirklichkeit“ will deshalb zwar nicht das Bestehende zwanghaft erhalten, wie Martin Weißmann richtig feststellt (vgl. Weißmann 2015: 299). Im Gegenteil kann sie, um eine Rückfrage Maren Lehmanns aufzugreifen (vgl. Lehmann 2020: 127), dem Status Quo über konstruktive Verbesserungsvorschläge hinaus sogar deutlich widersprechen, indem sie auf bisher Ungesehenes, Irrtümer und Dysfunktionen hinweist, die gravierende Systemtransformationen nahelegen. Eine massive Veränderung diverser Strukturen innerhalb kürzester Zeit erscheint ihr deshalb meines Erachtens jedoch noch längst nicht wahrscheinlich oder ratsam. Soziale Kontingenz heißt der Systemtheorie kurzum nicht Beliebigkeit, weder im gesellschaftlichen Möglichkeitsraum noch im kritischen Urteil. Stattdessen plädiert sie für eine problemsensible Transformationsbewegung, wo diese den funktionalen Systembedarfen zuträglich ist. Damit sind weder Distanzierungen zu Systemproblemen noch drastische Strukturänderungen per se ausgeschlossen – inwiefern die Theorie aber für gravierende Abweichungen votiert, bleibt letztlich

eine Frage der konkreten Gegebenheiten und ist insofern nicht in abstracto zu beantworten.

Prinzipiell radikal erweist sich Luhmanns Systemtheorie allerdings in einem anderen, primär epistemologischen Sinne, der gleichwohl politisch von Belang ist. Sie stellt nämlich, wie Martin Weißmann in Luhmanns Schriften expliziert, sowohl jede Problemdefinition als auch jede Problembearbeitung der Gesellschaft mit ihren eigenen theoretischen Einsichten zur Disposition (vgl. Weißmann 2015: 293 f.; Weißmann 2020: 163, 165). Systemtheoretischem Denken wohnt mit dieser Befragung des gesellschaftlichen Problemapparates ein noch unausgeschöpftes Potenzial zu tiefgreifenden Irritationen und Diskussionen inne, für die meine systemfunktionale Erörterung ideologiekritischer Traditionsparadigmen ein Beispiel abgeben mag. So wie eine systemtheoretische Ideologietheorie geltende Werte in Frage stellt, leistet sie gleichfalls Ideologiekritik, indem sie nach den Wurzeln sozialer Funktionalität greift: der Definition des Problems und seiner Lösung. Es ist so gesehen vielleicht kein radikaler Strukturwandel, den die systemfunktionale Perspektive hergibt, wenn darunter ein rücksichtsloser Transformationsfuror verstanden wird, wohl aber eine radikale Transformation der gesellschaftlichen Problemwahrnehmung und ihrer -behandlung.

4.3.4 Herrschaftslegitimierend und depolitisierend?

Habermas' Kritik wirft Luhmann nun allerdings nicht einfach eine strukturerhaltende, sondern im Speziellen *herrschaftslegitimierende* Wirkung vor, die er darin begründet sieht, dass dessen Systemfunktionalismus diskursive Rechtfertigungsansprüche missachte und damit depolitisierend wirke. Gegen diesen Vorwurf erwehrt sich Luhmann in einer direkten Replik auf Habermas mit einer Reihe sehr knapp gehaltener Argumente: Zunächst verfehle Habermas mit seiner Verwendung des Herrschaftsbegriffs grundlegend die komplexitätstheoretische „Denkebene“ der Systemtheorie (vgl. Luhmann 1971c: 401 f.). Diese setze mit dem Problemverhältnis von Welt und System nämlich im „Indifferenzpunkt von Apologie und Kritik“ an, wobei für Luhmann gerade der Ansatzcharakter wichtig ist, da er eine Überschreitbarkeit besagter Indifferenz andeutet, ohne die der Vorwurf eines Gegenwartskonservatismus durchaus berechtigt sein könnte (vgl. ebd.: 402). Aus Komplexitätsargumenten lassen sich, wie oben gezeigt, sowohl apologetische als auch kritische Betrachtungen gewinnen. Statt sich auf diesen möglichen Ansatz einzulassen, argumentiere Habermas laut Luhmann jedoch mit einer losen Assoziationskette zwischen Reduktionsfunktion und Herrschaftsstabilisation, die eine politische Motivlage erkennen lasse, wofür neben der Verwendung des wissenschaftlich unhaltbar gewordenen Herrschaftsbegriffs auch seine Überschätzung der politischen Funktion wissenschaftlicher Theorien spreche (vgl. ebd.: 402 f.). Der Fall des Marxismus werde

sich, wie Luhmann in eigener Sache voraussagt, nicht wiederholen, gerade weil er sich schon ereignet hat (vgl. ebd.: 403).

Luhmanns Entgegnungen können meines Erachtens allerdings nur eingeschränkt überzeugen. Sicherlich argumentiert Habermas mit einer politisch (bzw. ideologisch) stark konstruierten Assoziationskette zwischen Reduktionsfunktion und Herrschaftsstabilisation, die einer umsichtigen Analyse, wie ich sie in Kapitel 3.3 vorgelegt habe, kaum Stand hält. Ob der Herrschaftsbegriff deshalb allerdings aus dem systemtheoretischen (geschweige denn wissenschaftlichen!) Vokabular gänzlich gebannt werden kann, bleibt höchst zweifelhaft. Vielmehr gilt wohl, dass Luhmann schlicht noch keinen adäquaten Herrschaftsbegriff entwickelt und dementsprechend Herrschaftsphänomene unterschlagen hat. Die in der Herrschaftsvokabel aufscheinenden Unterschiede zwischen den systemfunktionalen und kritisch-theoretischen „Denkebenen“, die ich zuvor als Divergenz in den grundlegenden Erkenntnisinteressen beider Theoretiker angesprochen habe, spielen für die Entwicklung eines solchen Begriffs eine wichtige Rolle, wie Luhmanns eigene Argumentation gegen Habermas unterstreicht. Allein: Nur auf diesen Unterschied hinzuweisen, greift als Gegenargument zu kurz, denn schließlich geht es Habermas um die ideologisch-politische Legitimationsfunktion der Systemtheorie, und zwar, nach meiner Deutung, in einem doppelten Sinne: einmal als faktische Stabilisierung und einmal als Problemlösung für herrschaftsbezogene Legitimationsprobleme.³⁰ Inwieweit die eigene Theorie eine solche Wirkung tatsächlich entfaltet (hat), wird von Luhmann wohl zurecht in Frage gestellt und müsste in einer breiteren Rezeptionsstudie erst nachgewiesen werden. Dass der Systemfunktionalismus jedoch *prinzipiell* keine herrschaftslegitimierende Funktion übernimmt, ist auch aus systemtheoretischer Perspektive kaum plausibel zu machen.

Für ein solch herrschaftslegitimierendes Leistungspotenzial spricht innerhalb Luhmanns Theoriekorpus beispielhaft die Möglichkeit einer ideologischen Indienstnahme der Theorie, die Luhmann selbst sieht und in den vorangegangenen Ausführungen zur Ideologiekritik bereits thematisiert wurde. Meine Überlegungen haben dabei unter anderem gezeigt, dass sich aus systemfunktionalen Analysen neben dysfunktionalen ebenso funktionale Argumente für die Befürwortung bestimmter Herrschaftskonstellationen gewinnen lassen – auch ohne Legitimationsabsicht. Herrschaftsstabilisation ist somit ein nie auszuschließender Effekt systemtheoretischer Forschung, der wohl nur durch ideologische Selektivität in der

30 Habermas selbst spricht an einer Stelle etwas unglücklich von einem „Ziel“ der luhmannschen Systemtheorie, als sei damit eine Absicht Luhmanns ausgemacht (vgl. Habermas 1971: 266). Für eine derartig psychologisierende Unterstellung müssten jedoch erst Belege gefunden werden, die Habermas selbst nicht vorlegt und die nach meinem Lektüreindruck auch kaum eindeutig zu erbringen sein dürften.

Analyse ausgemerzt werden könnte. Er wohnt ihr jedoch keineswegs notwendig inne, wie ich im Folgenden in vier Argumentationsschritten darlegen will, die zugleich den Zynismusvorwurf adressieren.

Erstens ist die Dichotomie zwischen systemtheoretischem Ideologiebegriff und demokratischen Rechtfertigungsansprüchen bei Habermas und Gerhards überspitzt. Fraglos veranschaulicht Luhmanns Ideologeanalyse die kommunikations- und zustimmungsreduzierenden Funktionen von Ideologien, wenn er beispielsweise auf die legitimierende Selektion von Programmen durch unhinterfragte, meist gar latent gehaltene Werte und Interessen hinweist. Ebenso fraglos impliziert sein Ideologiebegriff mit dieser instruktiven Funktion eine strategisch-instrumentelle Rationalität, die Habermas' Vorstellung eines verständigungsorientierten Handelns zu widersprechen scheint.³¹ Wie im Vorigen expliziert³², gibt seine Analyse der reflexiv-expressiven Funktion von Ideologien, die bei Habermas keine angemessene Beachtung findet, jedoch ebenso die vielschichtigen Formations- und Akzeptanzbedingungen von Wert(um)ordnungen zu erkennen. Ideologien können deshalb auch systemtheoretisch gesehen, und hier wäre gegebenenfalls über Luhmanns Analyse hinauszugehen, strukturelle Sedimente sozialer Aushandlungs- und Rechtfertigungsprozesse darstellen.³³ Sie entspringen deshalb im Regelfall zwar nicht gleich dem idealen demokratischen Diskurs, sind aber ebenso wenig auf tradierte oder gar oktroyierte Glaubenssysteme zu reduzieren, in denen einzige Interessen als konstitutive Kernpräferenzen zur Geltung kommen. Die Akzeptanzgründe und -prozesse für Ideologien gestalten sich auch in Luhmanns Analyse vielfältiger, weil unbestimmt. Aus der funktionalen Beschreibung reduktiver Wirkungen ergibt sich somit noch keine faktische, geschweige denn eine normative Ablehnung von partizipatorischen Aushandlungsprozessen, wie es Gerhards und Habermas unterstellen.

Inwieweit diese Argumentation nun auch auf Luhmanns Thesen zur prozeduralen Legitimationsbeschaffung moderner Politiksysteme zutrifft, die Habermas weitergehend ins Visier nimmt, sei hier nicht erörtert. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang jedoch die generelle Haltung Luhmanns zu Diskurs- und Partizipationsidealen. Dahingehend erweist sich ein genauerer Blick auf seine Auseinandersetzung mit dem Vorwurf des Konservatismus als instruktiv, wie sie beispielhaft in dem Interview *Biographie, Attitüden, Zettelkasten* (Luhmann 1987b) zu finden ist. Dort bestätigt Luhmann einerseits, dass ihm (persönlich) keine andere als die gegebene Gesellschaft vorschwebt und er insofern „auch die vielen positiven Seiten

31 Ob diese terminologisch zugespitzte Gegenüberstellung von Handlungsorientierungen auch auf reales Handeln zutrifft, darf weiterhin bezweifelt werden.

32 Siehe hierzu insbesondere auch meine Argumentation gegen eine instrumentalistische Verengung des systemtheoretischen Ideologiebegriffs in Kapitel 2.4.

33 Siehe auch Fn. 104 in Abschnitt 2.2.5.

unseres Systems aufzeigen“ will (ebd.: 155). Genau genommen geht es ihm dabei jedoch „nicht um Ablehnung oder Zustimmung zu dieser Gesellschaft, sondern um ein besseres Verständnis ihrer strukturellen Risiken, ihrer Selbstgefährdungen, ihrer evolutionären Unwahrscheinlichkeit“ (ebd.: 155). Dass diese Aussagen nicht rein persönliche, sondern theoretisch reflektierte Ansichten ausdrücken, zeigt sein expliziter Widerspruch gegen konservatives Denken, den er kurz zuvor in einer Erörterung seiner funktionalen Methode formuliert:

„Als allgemeinen Gedanken kann man vielleicht festhalten, daß mir strukturell erzeugte Defizite in der Realität als vermeidbar erscheinen – unter Inkaufnahme freilich von anderen Defekten, die nicht sichtbar sind, weil die Alternative noch nicht existiert. Diese Art des Denkens halte ich für überhaupt nicht konservativ.“ (Ebd.: 152)

In abstrakter Formulierung bestätigt dies, was meine ideologiekritischen Thesen konkreter veranschaulicht haben: Gesellschaftliche Verbesserungsperspektiven sind auch aus systemfunktionaler Warte denkbar, wenngleich im Bewusstsein einer wahrscheinlichen Ambivalenz der Veränderungen. Der systemtheoretische Hinweis auf Komplexitätsprobleme demokratischer Entscheidungsverfahren ist vor diesem Hintergrund dann meines Erachtens vorrangig als Hinweis auf deren funktionale ‚Kosten‘ zu verstehen, nicht aber als generelle Absage an intensivere Diskursverfahren per se. Diese Kosten seinerseits nicht ausreichend berücksichtigt zu haben, wendet schließlich auch Jürgen Gerhards gegen Habermas ein und versucht sich in der Folge an einer noch ausstehenden „Vermittlung zwischen System- und Lebensweltperspektive“ (Gerhards 1984: 94 ff., zitiert 94). Die systemfunktionale Analyse kann hierzu mit ihrer Explikation strukturell erzeugter Defekte bestehender Verfahren und den Folgeproblemen von Alternativen potenziell einen konstruktiven Beitrag leisten und so einer besseren Umsetzung demokratischer Ansprüche zuarbeiten – es kommt letztlich nur auf ihre Handhabung an.

Systemfunktionalistisches Denken stellt somit keine prinzipielle Blockade für Demokratisierungsversuche dar. Aus ihrem Problembewusstsein kann sie, wie gesehen, sowohl für die Reduktion als auch für die Steigerung sozialer Komplexität und Kontingenz plädieren. Sie mag zwar sicherlich keiner radikalen Demokratie vorbehaltlos zusprechen, die die Umgestaltbarkeit aller Strukturen in einer totalinklusiven Aushandlung bevorzugt und sich im Zuge dessen fortlaufend an Ordnungs- und Institutionalisierungsproblemen abarbeitet (vgl. z.B. Richter 2019; Herrmann/Flatscher 2020; zur Annäherung auch Weiß 2016: 180 ff.). Auszuschließen ist eine konstruktive Mitarbeit auch in dieser Richtung aber keineswegs.

Ein wesentlicher Grund dafür liegt in ihrem ausgeprägten Kontingenzbewusstsein, das in ihrer Theorie und Methode fest verankert ist. Mit ihrem Insistieren auf der Kontingenz sozialer Strukturen macht sie es einer herrschaftskonformistischen

Instrumentalisierung schwer, sofern diese es auf die Negation sozialer Wandlungsmöglichkeiten zur Stabilisierung einer bestimmten Sozialordnung abgesehen hat. Die funktionale Befürwortung konkreter Herrschaftsverhältnisse kann mit dem Bezug auf Kontingenzreduktion zwar unterstützt werden; die Reduktion von Kontingenz ist jedoch wiederum ein derart abstrakter Problemgesichtspunkt, von dem aus so viele Strukturvariationen möglich erscheinen, dass ein profundes systemfunktionales Urteil etwa zugunsten antidemokratischer Entscheidungsprozesse auf konkretere Systemprobleme oder zusätzliche Präferenzen als nur die Kontingenz selbst rekurrieren müsste.

Methodisch ist damit unter anderem auf einen anderen, schon genannten Aspekt verwiesen, der das radikale Kontingenzbewusstsein des Systemfunktionalismus auszeichnet: Die Kontestation von Problemdefinitionen und Problembearbeitungsmöglichkeiten. Welchen Stellenwert Kontingenz oder Komplexität als Probleme haben und mehr noch wie diese zu reduzieren seien, ist aus systemtheoretischer Warte eben nicht definitiv gesetzt, auch wenn sie diese stets als Fundamentalprobleme ins Feld führt. Probleme sind, wie die Kritische Theoretikerin Rahel Jaeggi zutreffend formuliert, „*zugleich gegeben wie gemacht*“ (Jaeggi 2014: 209, Hrv. i.O.) – und gerade in der Kontestation von Problemwahrnehmungen erweist die Systemtheorie eine epistemische Radikalität, die gleichwohl politische Relevanz besitzt. Aus der Einsicht in die Hinterfragbarkeit gesellschaftlicher Funktionalitätsstandards lässt sich nämlich zugleich die über die Systemtheorie hinausgehende Behauptung aufstellen, dass auch die funktionale Gestaltung der Gesellschaft politisch umkämpft ist. Politische Diskurse über Problemdefinitionen, -evaluationen und die Entscheidung für bestimmte Problembearbeitungen sind demnach denkbar und bei genauerem Hinsehen allgegenwärtig. Der Disput zwischen Habermas und Luhmann über die vermeintliche entpolitisierende Tendenz der Komplexitätsreduktion gibt hierzu sogleich eine Probe aufs Exempel.

Gegen den Vorwurf der Herrschaftslegitimation lässt sich somit *zweitens* einwenden, dass die Systemtheorie ein Bewusstsein für die politische Dimension funktionalen Denkens schürt. Die systemfunktionalistische Weltanschauung wirkt insofern keinesfalls zwingend depolitisierend oder entdemokratisierend. Im Gegenteil bringt sie praktische Fragen vielmehr unter einer problemorientierten Perspektive auf den Tisch, die im politischen Diskurs nicht fehlen sollte.

Funktionales Denken und Demokratie sind deshalb nicht per se miteinander versöhnt. So hat Wendy Brown beispielhaft in einer umfangreichen Studie über Demokratie und neoliberale Ökonomisierung eindrücklich darauf hingewiesen, dass die neoliberale Regierungstechnik mit ihrer ideologischen Präferenz für kapitalistische Rationalisierung und Marktstrukturen, politische, ethische oder anderweitig normative Dimensionen der Politik durch den Fokus auf marktvermittelte Problembearbeitungen ersetzt und so zu einem Demokratieverfall beigetragen hat (vgl. Brown 2015: 149 ff., insb. 153). Ein kapitalistisch instrumentalisierter Funktio-

nalismus ist demnach für die Einschränkung politischer Aushandlungsprozesse auf ökonomische Problemperspektiven verantwortlich. Fernab empirischer Validierungsfragen ließe sich Brown nun zwar entgegenhalten, dass sie, wie schon Habermas, die politische Dimension problemorientierter Gesellschaftsgestaltung nicht ausreichend berücksichtigt, ganz zu schweigen von der mehr als fraglichen Verantwortung der Systemtheorie für eine entdemokratisierende Hegemonie neoliberaler Politik, die auch Brown nicht behauptet. Ernst zu nehmen ist aber die aus ihrer Diagnose extrapolierbare Frage, inwiefern der Systemfunktionalismus zur Verdrängung anderer praktischer Orientierungsmaßstäbe als dem der Funktionalität beitragen könnte. Nährt das funktionale Denken, mit anderen Worten, allzu leicht einen amoralischen Zynismus?

4.3.5 Amoralisch und zynisch?

Man könnte die Frage auch anders stellen: Versteht womöglich gerade die Hoffnung auf funktionale Gesellschaftsverbesserung eine moralische Fortschrittsperspektive, weil sie normative Erwartungen systematisch untergräbt? Aus analytischer Sicht könnte allen voran Luhmanns Theorie funktionaler Differenzierung als Bestätigung dieser Befürchtung gelesen werden. Das gilt insbesondere dann, wenn in ihrer vermeintlich objektiven Feststellung einer entmoralisierten Selbstreproduktion sozialer Funktionssysteme eine implizite Präferenz für selbige erblickt wird, wie Albert Scheer es tut (vgl. Scheers These: 70). Nicht von ungefähr hat Luhmann immer wieder vor einem „zu viel“ der Moral und den problemunangemessenen, ja sogar demokratieschädigenden Wirkungen von Moralisierung gewarnt (vgl. z.B. Luhmann 2004: 214; 237 ff.; Luhmann 2008: 163 ff., 253 ff., 259, 266). Die Gefahr eines amoralischen Zynismus besteht so gesehen in der Tat – und doch bleibt die Warnung vor ihm oberflächlich. Wie meine Rekonstruktion der luhmannschen Ideologiekritik und im Speziellen meine Exemplifizierung zur Umweltschutzzideologie beispielhaft zeigen, lassen sich innerhalb Luhmanns Theorie klare Indizien für einen komplexeren Zusammenhang zwischen Werten und Systemcodes, -programmierungen und -medien finden, als der Vorwurf des Zynismus (und teils Luhmann selbst) suggeriert.³⁴ Es bedarf also erst noch präziserer Studien zum Zusammenhang von Ideologien und Funktionssystemen, bevor der Anklage stattgegeben werden könnte. Allen voran eine weiter ausgearbeitete systemtheoretische Ideologietheorie dürfte in diesem Zusammenhang absehbar wichtige Beiträge liefern.

34 Auch in Haltungsfragen widerspricht Luhmann den zynischen Tendenzen seiner Gegenwartsgesellschaft. In einem verschriftlichten Vortrag über die vermeintliche „Auszehrung der Werte“ aus dem Jahr 1985 empfiehlt er beispielhaft, angesichts all der negativen Utopien, Ängste und Risiken der modernen Gesellschaft zu einer neuen Ethik zu finden, statt zum „Wertemuffel“ zu verkommen (vgl. Luhmann 1985: 74 f., zitiert 75).

Gegen den Vorwurf einer zynischen Entmoralisierung der Gesellschaft spricht allerdings auch schon jetzt zweierlei: Zunächst strebt die systemtheoretische Ideologietheorie, wie ich sie im Anschluss an Luhmann entworfen habe, trotz ihrer Präferenz für Funktionalität keine Vorherrschaft funktionalen Denkens an. Sie überschätzt ihren eigenen Einfluss nicht und bescheidet sich in ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit auf die Rolle einer kritischen Mitspielerin für Politik und Sozialkritik. Ausgeschlossen ist deshalb zwar nicht, dass sie der Hegemonie eines anders gearteten, selbstbewussteren Funktionalismus dienlich sein kann, der in den Fahrwassern größerer Ideologien mitschwimmt. Letztendlich bliebe dies aber wie gesagt eine Frage ihrer Handhabung und Rezeption, weniger der Theorie selbst. Innerhalb der Theorie gilt nach meinem Dafürhalten vielmehr das Gebot einer transparenten Ideologienpolitik, die die eigenen Werte der Kritik aussetzt und das Verständnis für die inhärente Normativität sozialer Problemstellungen stärkt.

Vor allem in diesem Verständnis ist dann ein *dritter Einwand* gegen den Vorwurf der entpolitisierenden Herrschaftslegitimation und ein zweites Argument gegen den Zynismusverdacht zu sehen. Denn wenn andere Werte und Normen als die der gelingenden Problembearbeitung in den Definitionen und Bewertungen von Problemen und Problembearbeitungen eine faktisch kaum zu tilgende Rolle spielen, gilt, dass auch die funktionale Verbesserung der Gesellschaft normative Orientierungsmaßstäbe jenseits ihrer selbst zur Geltung bringen kann, sei es im Zuge neutraler Problemanalysen oder in bewusster Affirmation derselben. Von einer zynischen Verdrängung alternativer Orientierungsperspektiven kann dann kaum mehr gesprochen werden. Die methodische Bedingung der systemtheoretischen Ideologietheorie bleibt lediglich, dass die Realisierung von Werten und Normen mit Systemproblemen in Verbindung steht bzw. ihre Realisierung selbst ein Systemproblem darstellt – eine sicherlich diffizile, aber auslotbare Möglichkeit.³⁵ Wenn die moralischen Kosten bestimmter Ideologien oder anderer Strukturen und Prozesse in sozialen Systemen für diese zum Problem werden und entsprechende Artikulation finden, dann darf dies der systemtheoretischen Beobachtung nicht entgehen. Auch die Blockade diskursiver Rechtfertigungserwartungen ist in dieser Hinsicht für eine systemtheoretische Ideologiekritik prinzipiell beachtenswert, sofern sie ein Problem für soziale Systeme statt nur für bestimmte politisch-ideologische Positionen definiert.³⁶ Anders als Habermas identifiziert Luhmanns Systemtheorie

35 Selbiges gilt natürlich für den Nachweis, dass Funktionalität *als Wert* ein Systemproblem darstellt, der vom Systemfunktionalismus methodisch konsequent zu erbringen wäre, wenn er sich als normatives Projekt statt nur als Beschreibung verstehen will.

36 Das heißt freilich nicht, dass diese Positionen lediglich externe Standpunkte zu sozialen Systemen vertreten würden, wohl aber, dass ihre Probleme nicht ohne Weiteres Systemprobleme darstellen. Was Systemprobleme genauer definiert, bleibt hier, wie schon in Kapitel 1.4 dargestellt, ein Desiderat, das die komplexe Verschränkung von Fakten, Fiktionen, Bedeutungszuschreibungen und Präferenzen in Beobachtungen und Kommunikation zu beachten

ihr Forschungsanliegen eben nicht mit einem anderen Ideal als dem der Wahrheit. Wenngleich Ziele wie die Verbesserung der Gesellschaft im Zuge dessen durchaus mitbedient werden können, bleibt doch die Erkenntnis der Wirklichkeit das primäre Interesse.

Fraglich erweist sich vor diesem Hintergrund deshalb weniger die Verdrängung normativer Erwartungen als vielmehr der Umgang der Systemtheorie mit normativ konstituierten Problemen und Problembearbeitungen. Denn in ihrem Fokus auf Systemprobleme könnte sie dazu tendieren, den Bedürfnissen, Leiden und Ansprüchen der Menschen eine nur derivative Bedeutung zuzusprechen. Im Sinne einer besseren Klimabilanz könnte es beispielsweise funktional angeraten sein, massenhafte Unterversorgung und Hungerkatastrophen billigend in Kauf zu nehmen, wenn sowohl eine drastische Deindustrialisierung als auch Bevölkerungsreduktion der ökologischen Problemlösung behilflich sind. Das Beispiel ist selbstredend zugespitzt, illustriert aber, worauf es ankommt: Dass der methodische Antihumanismus, den Habermas der Systemtheorie attestiert hatte (vgl. Habermas 1996: 436), unter Umständen in einen praktischen Antihumanismus umschlagen kann.

Gegen diese Gefahr lässt sich im unmittelbaren Anschluss an die Normativität der Funktionalität und als *vierter Einwand* gegen den Verdacht, dass der Systemfunktionalismus in einen herrschaftslegitimierenden Zynismus mündet, auf die Möglichkeit ideologischer Einsätze hinweisen. Am Beispiel der systemfunktionalen Ideologiekritik habe ich dahingehend zu zeigen versucht, dass von einem zwangsläufigen Zynismus kaum die Rede sein kann, wenn man die konstruktivistische Epistemologie der Systemtheorie mit ihrer reflexiven Offenheit für unterschiedliche Leitunterscheidungen weitertreibt und so Variationsmöglichkeiten im Erkenntnisinteresse aufzeigt, die unter anderem auf ideologische Einsatzmöglichkeiten in funktionalen Analysen hindeuten. Der Systemfunktional-

hat. Aufgrund dieser Verschränkung verweisen Systemprobleme in der Regel auf ein Korrelat in der operativen Realität der Systeme, sei dies auch nur eine faktische Verbreitung in der sozialen Kommunikation. Der Umstand, dass in die Identifikation und Definition von Systemproblemen normative Gesichtspunkte miteinfließen können, führt indes nur wieder in diese Verschränkung zurück, und zwar insofern, als derartige Gesichtspunkte zumindest ein gewisses soziales Generalisierungsniveau erreicht haben müssen, um für Systeme als Problem in Erscheinung zu treten. Sie müssen, um nochmals an Jaeggi anzuschließen, nicht nur faktisch vorliegen, sondern in Systemen für wichtig erachtet werden – und ebendiese Option steht Diskursidealen fraglos offen. Damit ist allerdings nur eine Problemperspektive eröffnet, der gegenüber die systemtheoretische Problemanalyse eine theoriegeleitete Beobachtung bevorzugt, die sich mit plausiblen Gegenstandsanalysen Systemprobleme wie die Reduktion von Komplexität erschließt und für die sich die Relevanz von Problemen entsprechend in empirischen Strukturkorrelaten begründet statt in geteilten Idealen.

lismus ist demnach dazu in der Lage, seinem Funktionalitätsideal weitere Werte als regulative Präferenzen zur Seite zu stellen.

Deutlich bezeugt dies, wie gezeigt, der Kontingenzbegriff, der in Theorie und Methode des Systemfunktionalismus bereits einen festen Platz hat und darüber hinaus als „Eigenwert“ adaptiert werden könnte. Kontingenz erschiene in diesem Falle nicht nur als zu lösendes Steuerungsproblem, sondern eben auch als Möglichkeitsraum gesellschaftlicher Selbstgestaltung, den die systemfunktionale Argumentation kritisch gegen Kontingenzreduktionen einwirft. Nicht nur die misslingende Einschränkung von Möglichkeiten, sondern auch die Bewahrung und der Ausbau von Alternativen könnten entsprechend als systemfunktionale Kritik formuliert werden.³⁷ Vergleichbares ist für das demokratische Diskursideal vorstellbar. In seine Richtung wäre denkbar, dass systemfunktionale Analysen konsensorientierte Rechtfertigungsansprüche als Problemstellungen an bestehende Entscheidungsprozesse herantragen und im Zuge dessen für partizipative Verbesserung sorgen, die das Ideal seiner Verwirklichung näherbringen.

Damit sind nur zwei Beispiele für ideologische Einsätze skizziert. Auf theoretischer Abstraktionsebene dürften sie absehbar ein Bewusstsein für *funktional-normative* Ambivalenzen ausprägen, das die Bewertungsmatrix der systemfunktionalen Analyse um neue Komplexitätsdimensionen erweitert. Die Übernahme von Werten kann so gesehen nicht nur Unsicherheiten in der Theorie absorbieren, wie Luhmann zu bedenken gibt, sondern gleichwohl neue Formen der Unsicherheit einspeisen, vorausgesetzt, dass die Werte keine dogmatischen Leitansprüche erheben. Letzteres gilt es aus Treue zum eigenen Programm tunlichst zu vermeiden, denn richtig bleibt weiterhin, dass die luhmannsche Systemtheorie die Absorption theorieimmanenter Unsicherheiten mithilfe ideologischer Parteilichkeiten ablehnt, um ohne normative Scheuklappen in Theorie und Analyse vorzugehen. Damit ist die systemfunktionale Perspektive für die Realisierung von Werten und Normen nicht irrelevant, wie die hier entwickelte Ideologiekritik zeigt. Systemfunktionalismus kann anderen Ideologien mit seinem Problembewusstsein in vielfältiger Weise förderlich sein. Dennoch ist er, sofern er methodische Selbstdisziplin wahrt, kein devoter Steigbügelhalter für ihre Werte, Normen und Ziele. Vor dem Irrglauben an eine leichtgängige Versöhnung zwischen Funktionalitätsperspektive und humanistischem Idealismus ist deshalb ausdrücklich zu warnen.

37 Siehe dazu das Beispiel der Hegemonieproblematik in Abschnitt 3.3.2.

4.3.6 Ein Freispruch auf Bewährung

In der Summe zeigt sich so an verschiedenen Stellen, dass Luhmanns Systemfunktionalismus keineswegs zu Strukturkonservatismus, Herrschaftslegitimation, Demokratiefeindlichkeit oder zynischem Antihumanismus verdammt ist. Natürlich sind mit den vorigen Ausführungen nicht alle ideologiekritischen Vorwürfe gebannt. Epistemische Effekte der Theorie wie die Befürwortung autoritärer Verhältnisse durch Feststellung ihrer Reduktionsleistungen (siehe Abschnitt 3.3.2), die Verdrängung wirtschaftlicher Verteilungsfragen durch die Umstellung von einer Kapitalismustheorie auf eine Theorie selbstreferentieller Funktionssysteme (vgl. dazu Luhmann 1994a: insb. 193) oder die Vernachlässigung von Kausalanalysen und Materialität zugunsten einer konstruktivistischen Beobachtung von Beobachtungen, aufgrund der die systemtheoretische Soziologie womöglich tatsächlich das Potenzial zu einer gesellschaftlichen Hilfestellung einbüßt (vgl. so Berger 1996), geben beispielhaft Anlass zu bleibendem Misstrauen. Demgegenüber festzuhalten ist allerdings, dass der Systemfunktionalismus nicht minder Freiheits- und Gleichheitswerten zur Realisierung verhelfen kann, sei es aus kritischer Distanz oder in parteilicher Vereinnahmung. Er ist nicht zwangsläufig blind für die moralischen ‚Kosten‘ der modernen Gesellschaft – er nimmt sie nur anders wahr und setzt sich infolgedessen mitunter in skeptische Distanz zu ihnen, wo Werte und Normen die komplexe Realität des menschlichen Zusammenlebens mit simplifizierenden Imperativen drangsaliieren.

Ein eindeutiges, geschweige denn finales Urteil über die ideologischen Fallstricke der systemtheoretischen Ideologietheorie lässt sich entsprechend hier nicht fällen. Angesichts eines noch unzureichenden Zustandes der Theorie und mangelnder Eindrücke aus der konkreten Forschungspraxis fehlt der Beurteilung ihres ideologischen Problemgehalts eine hinreichende Grundlage, sodass sie nur vorläufig oder besser noch aufgeschoben bleiben muss. In loser Anlehnung an die Metapher des Gerichts ließe sich von daher sagen: im Zweifel für die Angeklagte.

Ein so begründeter Freispruch gilt allerdings nur ebenso vorläufig wie jedes kritische Urteil. Die Theorie bleibt letztlich auf Bewährung. Um sie tatsächlich zu rehabilitieren, müssen bestehende Zweifel durch fortlaufende Theoriearbeit und systemfunktionale Analysenproben weiter begutachtet werden. Dahingehend hat die bisherige Reflexion bereits eine wichtige Auflage zu erkennen geben: Um sich nicht leichtfertig dem Verdacht auszusetzen, in der Suggestion einer gut funktionierenden Gesellschaft menschenfeindliche, die Gesellschaft selbst zerstörende Zustände zu fördern oder ins Recht zu setzen, ist die systemtheoretische Ideologietheorie dazu angehalten, ihren Blick auf die moralischen und humanen Kosten der modernen Gesellschaft stärker zu kultivieren. Womöglich bedarf es hierzu einer humanistischen Radikalisierung der Theorie und ihrer Ideologie, spricht ein deutlicheres Plädoyer für Werte wie Freiheit, Gerechtigkeit, Wohlergehen und Nachhaltigkeit oder

zumindest gegen moderne Formen der Barbarei. Ihre Theoriekonstruktion macht es solchen Zugängen sicher nicht leicht – ihre ideologische Offenheit aber ebenso möglich. Die sich daran anschließende Grundsatzfrage wäre dann weniger, ob die Systemtheorie ideologisch im schlechten Sinne sei, sondern vielmehr, was mit ihr für das Anliegen einer kritischen Gesellschaftstheorie gewonnen werden könnte.

4.4 Quo vadis, Gesellschaftskritik?

Ein klares Anliegen der vorliegenden Arbeit war es, anhand des Ideologiebegriffs die gesellschaftskritischen Potenziale der luhmannschen Systemtheorie auszuloten. Meine Überlegungen zeichnen dahingehend offensichtlich ein zwiespältiges Bild: Auf der einen Seite beherbergt Luhmanns Verbindung aus Systemtheorie und funktionaler Analyse zweifelsohne die Möglichkeit einer Sozialkritik eigenen Typs; auf der anderen Seite mangelt es dieser jedoch an einer eindeutigen normativen Stoßrichtung. Die funktionale Analysemethode bleibt unter instruktiven Gesichtspunkten relativ orientierungsschwach, zumindest wenn es darum geht, Entscheidungsempfehlungen für oder gegen soziale Strukturmöglichkeiten auszusprechen. Sie kann zwar eigene Selektionskriterien formulieren. Diesen fällt es aber inhärent schwer, zu handlungsleitenden Präferenzen zu reifen. Die funktionale Methode erweist sich stattdessen als ein formales Analyseschema, das zwar immerhin noch für ideologische Einsätze offensteht und sich gar zu einer Affirmation sozialer Kontingenz als modernem Freiheitsversprechen hinreißen lassen könnte, das aber ideologische Parteilichkeit jenseits der eigenen Funktionspräferenz gleichwohl vermeidet, um mit möglichst unbeschränktem Blick über soziale Problembearbeitungen und deren Ambivalenzen zu urteilen.

Für die Orientierung der Gesellschaftskritik ergibt sich so gesehen ein Scheideweg: Einerseits sollte sie nicht blindlings mit Werten und Idealen nach Systemen werfen – und doch ist sie andererseits nicht dazu verdammt, sich dem gesellschaftlichen Status Quo und seiner Eigendynamik zu unterwerfen. Vielmehr bleibt sie befähigt, die Gesellschaft mit wissenschaftlich informierten Verbesserungsmöglichkeiten zu konfrontieren und dabei nicht zuletzt normative Gesichtspunkte in Stellung zu bringen. Zur Disposition steht dann aber die Frage: Wie Funktionalität und Normativität verbinden?

Eine recht nahe an Luhmanns Theorie liegende Antwort könnte man nach meiner Lesart als *ethischen Funktionalismus* bezeichnen. Damit ist an dieser Stelle ein funktionalistisches Analyseprogramm gemeint, das sich der gesellschaftlich gehegten ebenso wie selbst bejahten Werte und Normen in Problemerkörterungen bewusst ist und das zugleich auf die problemorientierte Verbesserung dieser Werte und Normen abzielt. Kein Wert und keine Norm gelten diesem Programm als unantastbar, alles Normative verschmilzt unter seinem Blick vielmehr zu einer in sich austauschbaren Problembearbeitungsmasse, denn sein Leitwert bleibt die Funktionalität der Systeme, in der sich eine der vielleicht provokantesten, aber sicherlich wichtigsten Thesen der systemtheoretischen Ideologietheorie begründet: dass ‚das Leben‘ gegenüber unseren Vorstellungen des Guten, Richtigen und Wünschenswerten sein eigenes Recht behauptet und dass wir ihm dieses Recht nicht gönnerhaft zugestehen, sondern nur um den Preis seiner Dysfunktionalität bestreiten können. Für Gesellschaftskritiken unter systemfunktionaler Ägide gilt es deshalb, mit den je eige-

nen Werten und Normen in einen kritischen Dialog zu treten. Statt zu dogmatisieren, was sie für richtig halten, müssten sie bereit sein, ihre Orientierungsmaßstäbe auf den sozialen Problembedarf einzustellen – ein Unterfangen, für das die systemfunktionale Ideologiekritik dann als Mitspielerin parat stände.

Gerade weil ein solch ethisch angereicherter Funktionalismus jedoch der Austauschbarkeit von Werten und Normen verpflichtet bleibt, droht er nur wieder auf den anämischen Formalismus der funktionalen Methode zurückzufallen. Was ihm heute noch richtig gilt, kann ihm je nach Lage morgen schon falsch erscheinen. Kontrafaktische Erwartungssicherheit ist seine Sache nicht. Im Gegenteil dürfte die funktionale Ambivalenz komplexer Problemkonstellationen gegenüber den normativen Einsprengseln bei der Problemwahrnehmung sogar derart überwiegen, dass bestimmte Negationen bestehender Verhältnisse und klare Richtungsvorgaben für soziale Veränderungen selten vorkommen, wenn sie nicht eher noch systematisch torpediert werden. Trotz normativer Bezüge müsste eine an ihm ausgerichtete Gesellschaftskritik also mit bleibenden Orientierungsschwächen und dem Risiko einer antihumanistischen Instrumentalisierung umzugehen lernen und eine womöglich erhebliche Einschränkung ihrer kritischen Ambitionen und Funktionen in Kauf nehmen.

Will man sich deshalb mit einer solchen Form der Kritik nicht zufriedengeben, lässt sich eine substanziellere Anreicherung der Bewertungsperspektive mit bestimmten Werten und Normen anstreben und die formale Funktionalisierung des Normativen in den Hintergrund stellen. Das Programm des ethischen Funktionalismus würde auf diese Weise invertiert und im Resultat auf einen *funktionalen Idealismus* hinauslaufen. Ein solcher Idealismus geriert sich im hiesigen Kontext selbstredend nicht als ontologischer oder epistemologischer, will also nicht das Sein der Welt und die menschliche Erkenntnisfähigkeit auf Ideen zurückführen, sondern bleibt ein rein normatives Postulat: dass Mensch und Gesellschaft sich an Idealen orientieren können und *sollten*, gilt ihm als gesetzt. Der systemtheoretischen Gesellschaftskritik wären damit relativ unverrückbare Orientierungsmaßstäbe wie Freiheit und Gerechtigkeit erlaubt, die im Falle funktionaler Unentschiedenheit für klare Richtungsvorgaben sorgen – relativ allerdings nur in Bezug auf eine problemorientierte Reflexionsbereitschaft dieser Maßstäbe. Denn auch ein funktionaler Idealismus beharrt auf einem kritischen Verhältnis zu Idealen, inklusive der eigenen. Anders als eine ethisch-funktionalistische Betrachtung, die den Wert der Ideale primär anhand ihrer (Dys-)Funktionalität bemisst, spricht er ihnen jedoch eine unentbehrliche Orientierungsfunktion zu, die der funktionalen Austauschbarkeit widersteht. Nicht die Problemangemessenheit der Ideale avanciert hier zum primären Gesichtspunkt der Analyse, sondern die Realisierung der Ideale selbst – und nur in diesem Rahmen ist ihr Verhältnis zu gelingenden Problembearbeitungen zu erörtern.

Der Systemfunktionalismus könnte in dieser idealistischen Wendung zweifelsohne gesellschaftliche Evolutionsprozesse unterstützen, die unmissverständlich normativen Erwartungen gerecht werden, und ferner selbst ein utopisches Element beherbergen. Auf der Strecke bliebe dann aber voraussichtlich seine ungebundene Erkenntnisfähigkeit, denn ein Mehr an interner Ideologie dürfte die Blickwinkel und Flexibilität seiner Beobachtung in einem schwer zu antizipierenden Maße einschränken. Gegen normative Simplifizierungen solcher Art müsste sich der funktionale Idealismus in ideologischer Selbstkritik üben, um nicht in einen naiven Idealismus zurückzufallen. Gelänge ihm dies, so könnte er sich als normative Position mit ausgeprägter sozialer Umsicht aufstellen. Misslingt es ihm, droht er dagegen Wissenschaft lediglich ideologisch zu instrumentalisieren.

Ich beschließe mit dieser Gegenüberstellung zweier Programme die Frage nach der kritischen Orientierungsleistung einer systemtheoretischen Ideologietheorie. In beiden Optionen, die hier offensichtlich kaum mehr als Diskussionsanregungen darstellen, zeichnet sich meines Erachtens ein originärer Beitrag der Systemtheorie zur soziologisch fundierten Gesellschaftskritik und der Frage, wie Normativität und Funktionalität in dieser verbunden werden könnten, ab. Sie kämen auf ihre je unterschiedlichen Weisen der wissenschaftlichen Rationalisierung von Werten und Normen entgegen, die Max Weber der Soziologie, aller Warnung vor unhaltbarer Prophetie und Predigt zum Trotz, dereinst zur Aufgabe gestellt hatte (vgl. Weber 1992: 549 f.; Weber 2013: 53 f.). Und sie könnten ferner, ideologisch begriffen, jene neuen Ideen sein, die Luhmann jenseits der seiner Meinung nach verbrauchten Ideenwelten des Marxismus und Liberalismus suchte (vgl. Luhmann 1987b: 153). Zumindest aber bewahren sie vor einem naiven Idealismus ebenso wie vor einem fatalistischen Realismus.

Für welches der Programme man sich indes entscheiden sollte, kann angesichts ihres nur skizzenhaften Charakters hier natürlich nicht beantwortet werden. Wollte man jedoch zu einem späteren Zeitpunkt nach Antworten suchen, so scheint mir die systemtheoretische Ideologietheorie wiederum eine geeignete Gesprächspartnerin zu sein. Sie würde die (Dys-)Funktionalitäten beider Programme zutage fördern und sich im Zuge dessen weitergehend selbst reflektieren, handelt es sich bei beiden Optionen doch um Spielarten ihrer selbst. Zur Debatte ständen in diesem Sinne unweigerlich mögliche ideologische Einsätze in Theorie und Kritik, aber auch, ob funktionale und normative Perspektiven sich letztlich nicht am besten entfalten, wenn sie relativ unabhängig voneinander im sozialen Diskursraum aufeinandertreffen. So oder so wäre die Theorie jedoch mitten in den weiten Gefilden gesellschaftlicher Orientierungsdiskurse positioniert und genau darin mag schlussendlich eine ihrer wichtigsten Orientierungsleistungen für die Systemtheorie im Ganzen liegen: den gesellschaftlichen Dialog zu suchen, um zu erfahren und darüber zu streiten, wofür sie (nicht) gebraucht wird. Dieser Dialog ist fortlaufend erst eröffnet – und der hiesige Entwurf ein Beitrag dazu.